

Oratorischer Styl.

Die drey olynthischen Reden des Demosthenes.

(Übersetzt von Jacobs *).

Einleitung.

Um die Verhältnisse, durch welche diese Reden veranlaßt wurden, genau zu verstehen, müssen wir uns mit der Geschichte von Olynthos, der Hauptstadt der chalkidischen Halbinsel, bekannt machen.

Olynthos, eine alte Stadt in der Nähe des toronäischen Meerbusens, sechzig Stadien von Potidäa entfernt, unterstützte zur Zeit des zweyten persischen Krieges, so wie die meisten Völkerschaften Thraciens, den König der Perser. Der Erfolg der Schlacht bey Salamis veränderte ihre Gesinnungen. Potidäa und die meisten Städte empörten sich; auch Olynthos wurde des Abfalls verdächtig geachtet. Als daher der Feldherr der Perser, Artabazes, Potidäa belagerte, richtete er seine Waffen auch gegen diese Stadt, eroberte sie, und übergab sie den Chalkidikern. In dem peloponnesischen Kriege finden wir sie unter den Feinden der Athenienser; und als sie in dem Frieden, welcher im zehnten Jahre des Krieges geschlossen wurde, nebst meh-

*) Ich durfte diese drey kurzen, aber vortrefflichen Reden nicht trennen, weil sie ein cyclisches Ganzes bilden, und durch Isolirung ganz verstümmelt würden. Ich gebe auch einen Theil der historischen Einleitung dazu, welcher nicht nur zur bessern Verständlichkeit nothwendig, sondern auch ein meisterhafter Commentar über den ästhetischen Werth dieser Reden ist.

rerer Städten jener Gegend den Atheniensern überlassen worden war, sehen wir sie kurz darauf beschäftigt, Mekyberna, wo die Athenienser eine Besatzung hatten, in ihre Gewalt zu bringen.

Kurz vor dem Anfange der Regierung des Philippos scheint diese Stadt den Gipfel ihrer Macht und ihres Ansehens erlangt zu haben. Verbunden mit den benachbarten chalkidischen Städten, hatte sie den bedrängten Amyntos genöthigt, ihr einen Theil seines Reiches, den er nicht mehr verteidigen konnte, zu überlassen. Dieser Glanz reizte die Eifersucht ihrer Nachbarn. Einige Städte wendeten sich nach Pakedamon und forderten diese Stadt auf, den immer drohenden Fortschritten der Olynthier ein Ziel zu setzen. Die Spartaner erfüllten ihren Wunsch. Amyntas, dessen Lage sich allmählig verbessert hatte, verband sich mit ihnen, und Olynthos sah sich, nach einem fast vierjährigen, hartnäckigen Kriege, genöthigt, seinen Ansprüchen auf die Herrschaft in Chalkidike zu entsagen, die makedonischen Städte ihrem ehemaligen Gebiether zurück zu geben, und sich in Krieg und Frieden zum Gehorsam gegen die Gebote der Spartaner eidlich zu verpflichten. Als Philippos den Thron Makedoniens bestieg, stellten sie sich unter die Zahl seiner Feinde, wahrscheinlich nicht ohne Hoffnung, die stürmischen Zeiten des Amyntas erneuert zu sehen; und selbst zu schwach, um von dem günstigen Augenblicke den vollen Vortheil zu ziehen, suchten sie eine Verbindung mit Athen, welche Philippos Politik zu vereiteln mußte.

Sobald dieser König sich auf seinem Throne befestigt sah, und die Gefahren, welche ihn im Anfange seiner Regierung bedroht hatten, gänzlich verschwunden waren, wurden seine geheimen Vergrößerungspläne immer sichtbarer, und die Olynthier hörten auf, sich mit der Erhaltung einer Freundschaft zu schmeicheln, die, durch die Umstände erzwungen, mit der Veränderung dieser Umstände aufhören mußte. Indessen wiegte Philippos, nach dem raschen und mißlungenen Unternehmen gegen Thermopyla, durch eine scheinbare Unthätigkeit das Mißtrauen

seiner Gegner ein. Die Athenienser überließen sich ihrer gewöhnlichen Sorglosigkeit, und auch die Einwohner Olynth's scheinen keine bedeutenden Schritte gethan zu haben, um sich gegen die künftigen Unternehmungen ihres kühnen Nachbars zu sichern.

Eine einheimische Verschwörung both diesem endlich eine Gelegenheit dar, seine Plane gegen Olynthos in's Werk zu setzen. Drey natürliche Söhne des Amyntas hatten einen Anschlag gegen das Leben ihres Bruders gemacht; einer von ihnen wurde ergriffen und bestraft, zwey flohen nach Olynthos und wurden aufgenommen. Diese Handlung both den Vorwand zu einem Angriff dar, dessen Erfolg Philippos schon längst durch eine Anzahl von Freunden vorbereitet hatte, die er innerhalb der Mauern von Olynthos besoldete. Rasch drang er in das Gebieth dieser Stadt ein, und die Olynthier richteten jetzt, bey der Annäherung der Gefahr, ihre Blicke auf Athen als denjenigen Staat Griechenlands, welcher schon im Anfange dieser Olympiade als Gegner der Macht des makedonischen Königs aufgetreten war.

Als die Gesandten ihren Auftrag vor dem Volke ausgerichtet hatten, standen mehrere Redner auf, unter denen sich Demades als ein heftiger Gegner des olynthischen Bündnisses auszeichnete.

Auch Demosthenes stand auf, und hielt die erste olynthische Rede. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sich in den Gemüthern des Volkes schon eine starke Neigung für das Bündniß gezeigt hatte. Demosthenes ergreift diesen günstigen Augenblick. Er stellt den Ausbruch des Krieges als ein Werk des göttlichen Schutzes vor, durch welchen Athen endlich in den Stand gesetzt werde, die zugesfügten Beleidigungen zu rächen, in den Besitz seines alten Eigenthums zurück zu kehren, und den Fortschritten der Ungerechtigkeit des makedonischen Königs ein Ziel zu setzen. Philippos Macht erscheint ihm als das Werk der Lüge, der Treulosigkeit und des Meineids; er hofft mit Zuverlässigkeit, ein solches Gebäude durch die erste Erschüt-

terung fallen zu sehen, und er vergißt in seinem schönen und edlen Enthusiasmus, daß die Ereignisse in der politischen Welt selten mit den Erwartungen eines erhöhten moralischen Gefühls zusammentreffen. Indessen weiß er auch in der äußern Lage Philippos Gründe für seine Hoffnungen aufzufinden. Die benachbarten Staaten erwarten nur einen günstigen Augenblick, um sich gegen ihren Unterdrücker aufzulehnen, und die Makedonier selbst sind mit der Herrschaft eines Königs unzufrieden, der sie von Kriege zu Kriege treibt.

Mit einer bewundernswürdigen und herrlichen Kunst berührt Demosthenes alle Saiten in den Gemüthern seiner beweglichen Zuhörer. Religiöse Empfindungen, Gefühl des Unrechts, heitere Hoffnungen folgen einander; das Göttliche vereinigt sich mit dem Menschlichen, das Übersinnliche mit dem Irdischen. Keine Art der Gründe ist vernachlässiget, um die Hoffnung eines glücklichen Erfolges und den Entschluß zu wecken, den günstigen Umständen durch eigene Anstrengung zu Hülfe zu kommen. Dieß ist der Inhalt des zweiten Theiles der Rede, der durch den ersten auf das vollkommenste vorbereitet ist.

Demosthenes hat seinen Zuhörern gezeigt, daß sie die Macht des Königs nicht zu fürchten brauchen; er setzt hinzu, daß sie selbst durch ihre Sorglosigkeit zur Vergrößerung dieser Macht beygetragen haben, und daß ihnen der Schutz der Götter umsonst lächelt, wenn sie fortfahren zu zögern, Decrete zu machen, und unthätig zu Hause zu bleiben. Sie müssen dieses Verfahren ändern, welches bisher die Quelle aller ihrer Widerwärtigkeiten gewesen ist; sie müssen ein ganz entgegen gesetztes System beobachten; sie müssen, mit einem Worte, ihre Kriege selbst führen, und selbst in das Feld rücken.

Diese Ermahnungen, welche Demosthenes in seinen Reden so oft wiederholt, und von deren Erfüllung er die Rückkehr des alten Glanzes von Athen erwartete, hatten keineswegs den gewünschten Erfolg. Die Athener thaten etwas, um nicht Alles thun zu müssen; und dadurch ward Alles vereitelt.

Sie versprachen den Olynthiern Hülfe, rüsteten dreßsig Schiffe aus, und zogen ein Heer von 2000 Mann zusammen; aber dieses Heer bestand aus Fremdlingen und Söldnern, deren Anführung einem Manne vertraut wurde, der weder Willen noch Kraft hatte, den alten Ruhm Athens aufrecht zu halten. Chares, von welchem Timotheus zu sagen pflegte: er schicke sich besser dazu, das Gepäck eines Feldherrn zu tragen, als selbst Feldherr zu seyn, wagte, um die Habsucht seiner Soldaten zu befriedigen, eine Landung an der Küste von Pallene, gewann hier einen leichten Sieg über einige hundert Mann makedonischer Truppen, erpreßte von den Phokensern, den Bundesgenossen Athens, eine beträchtliche Summe, und kehrte prahlend mit seinen unnützen Siegen nach Athen zurück.

Während dieser Zeit rückte Philippos unaufhaltsam mit seinem Heere vor, bekam mehrere Städte der chalkidischen Halbinsel, theils mit Gewalt, theils durch Bestechung, in seine Hände, und bedrohte Olynthos, wo man die atheniensischen Hülfsstruppen noch immer fruchtlos erwartete. Die Einwohner der Stadt, welche der Hülfe mit Zuverlässigkeit entgegen sahen, suchten die Fortschritte des Königs durch Unterhandlungen aufzuhalten, der sich, scheinbar auf ihre Vorschläge hörend, der Stadt immer mehr näherte, und endlich erklärte, daß jetzt kein Ausweg übrig bleibe, als daß entweder sie Olynthos verließen, oder er aus Makedonien wiche. In dieser Bedrängniß rückten ihm die Olynthier, welche damahls ein Heer von 10,000 Fußgängern und 1000 Reitern hatten, entgegen, wurden in zwey Treffen geschlagen, und genöthigt, sich in ihre Mauern einzuschließen. Niemahls war ihnen der Beystand Athens so nöthig gewesen. Eine zweyte Gesandtschaft eilte dahin, um die bedrängte Lage der Stadt, und die Nothwendigkeit einer schleunigen Hülfe darzuthun; indem sie mit Bewunderung sahen, daß sich ihre Bundesgenossen mit dem Wahne eines Sieges über den König schmeichelten, während dieser seine Plane frey und ungestört ausführte.

Demosthenes trat auch jetzt mit denselben Überzeugungen

auf, die ihn bey seiner ersten Rede für Olynth beseelt hatten. Er führt seinen Mitbürgern die Schande zu Gemüthe, welche ihnen die Verlassung ihrer Bundesgenossen bringen würde; er biethet alles auf, um auf der einen Seite ihre Thätigkeit zu wecken, auf der andern ihr thörichtes Selbstvertrauen niederzuschlagen; er erinnert sie, daß, so lange man die Fortschritte des makedonischen Königs nicht hemmen könne, von seiner Bestrafung nicht die Rede seyn sollte. Um jene aber zu hemmen, bedürfte es nachdrücklicher Maßregeln, unter denen keine dem Redner so wirksam scheint, als die Aufhebung der Theatergelder, welche der Kriegs-Casse entzogen worden waren, und nun leicht wieder zu ihrer ersten Bestimmung zurück gebracht werden könnten. Aber diese Maßregel gerade vorzuschlagen, war ihm nicht erlaubt: er muß sich begnügen, sie anzudeuten, und einen Funken hinzuwerfen, der durch eine rasche patriotische Aufwallung vielleicht zur Flamme gebracht werden konnte. Diese hat Demosthenes schon in dieser Rede zu befördern gesucht. Das Bild der schönen Zeit echt-republikanischer Tugenden, welche vormahls in den Mauern Athens gewohnt, jenes Bild, welches sein melancholisches Gemüth ohne Unterlaß erfüllt zu haben scheint, drängt sich jetzt an der passendsten Stelle hervor, und tritt gleichsam von selbst mit den Zeiten des Redners in einen sprechenden Contrast. Die Einfachheit dieser Gemälde, deren Wahrheit die Begebenheiten selbst bezeugten, ist von der erhabensten Wirkung; und vielleicht sind die Klagen über die Verschlimmerung der Zeiten nie auf eine edlere, rührendere und zweckmäßigere Weise ausgesprochen worden.

Welches die augenblickliche Wirkung dieser Rede gewesen sey, ist uns unbekannt, aber der politische Erfolg der ganzen Verhandlung war demjenigen ähnlich, den die erste Gesandtschaft der Olynthier gehabt hatte. Es wurde ein Heer von 4000 Niethsoldaten und 150 Reitern, unter der Anführung des Charidemos, abgesendet, welches nach einigen Plünderungszügen an den Gränzen von Chalkidika endlich zu dem Orte seiner Bestimmung gelangte. Diese Unterstützung stößte den

Olynthiern anfangs Vertrauen ein. Sie wagten einen Ausfall, aber mit unglücklichem Erfolge, und bald sahen sie ihre Beschützer in neue, verhasste Feinde verwandelt. Unbekümmert um seine Bestimmung, überließ sich Charidemos allen Arten der Ausschweifungen mit der Schamlosigkeit eines Barbaren und dem Übermuth eines Siegers. Es ist wahrscheinlich, daß die Soldaten, nach Maßgabe ihrer Verhältnisse, dem Beispiele ihres Anführers nachgeahmt haben.

Unter diesen Umständen, in ihren Hoffnungen getäuscht, von dem äußern Feinde bedrängt, wendeten sich die Olynthier zum dritten Mal nach Athen und bathe um eine Unterstützung von Bürgern. Dieß war es, was auch Demosthenes wünschte. In seiner dritten olynthischen Rede dringt er auf die Nothwendigkeit einer schnellen Entschloßung und kräftigen Beystandes, und um diesen Entschloß zu befördern, zeigt er noch immer die freudigen Hoffnungen, die er in der ersten dieser Reden ausgedrückt hat. Der Krieg der Olynthier und der unauslöschliche, zwischen beyden Parteyen entstandene Haß, erscheint ihm als eine glückliche Begebenheit, die, indem sie Athen an die Annäherung seiner Gefahr erinnert, die Trägheit verbannen muß, der sie sich bis jetzt überlassen haben. Sorgfältig stellt er die Übel, welche hierdurch über Athen gekommen sind, den Vortheilen entgegen, welche Philippus aus einem ganz entgegen gesetzten Betragen geschöpft habe, und gewiß auch künftig zu ihrem Verderben schöpfen werde, wenn sie ihrem verderblichen System noch länger getreu blieben. Er schlägt also vor, ein Heer nach Olynth, und ein anderes nach Makedonien zu schicken. Nur von einem doppelten Angriff erwartet er Vortheil; nur von einer schleunigen Hülfe verspricht er sich Abwendung der Gefahr.

Ein frischer und muthiger Geist weht in dieser ganzen Rede, in welcher die Gründe der Furcht und Hoffnung auf eine so kunstvolle Weise gemischt sind, daß sie ein gemeinschaftliches Resultat, den Entschloß rüstigen Widerstandes und einer raschen Benützung des günstigen Momentes, nothwendig

zu erzeugen scheinen. In der That rüstete Athen ein Heer von 2000 Fußgängern und 300 Reitern aus, und diese ganze Mannschaft bestand aus atheniensischen Bürgern, deren Anführung man wieder dem Chares vertraute. Zu gleicher Zeit wurde beschloffen, Abgeordnete an die verschiedenen Staaten Griechenlands zu senden, und sie zu einem gemeinschaftlichen Bündnisse gegen den Feind der Griechen aufzufordern. Aber die Frucht dieser Maßregeln wurde durch die vielfache Thätigkeit des Königs vereitelt. Es gelang ihm, durch seine Freunde in Olynth den erfahrenen und tapfern Anführer der olynthischen Reiterey zu verläumben, und zwey ihm ganz ergebene Männer, den Kostones und Euthykates, an die Spitze des Heeres zu bringen. Von diesem Augenblicke an war der Sieg in seiner Hand. Die Thore der Stadt öffneten sich ihm; ihre Häuser wurden zerstört und ihre Bürger zu Sklaven verkauft *).

Dies war der Ausgang eines Krieges, welcher als der eigentliche Anfang des großen Trauerspiels angesehen werden kann, das mit der Vernichtung der griechischen Freyheit endigte.

Erste olynthische Rede.

Schon oft hat sich, ihr Bürger Athens, das Wohlwollen der Götter gegen diese Stadt auf das sichtbarste gezeigt; ganz vorzüglich aber bey der gegenwärtigen Gelegenheit. Denn daß sich gegen Philippos ein Feind erhebt, dessen Land an das seinige gränzt, der eine bedeutende Macht besitzt, und, was von allem das Wichtigste ist, der die feste Überzeugung hegt, daß ein jeder Vertrag mit ihm unsicher, und mit dem Verderben seines eigenen Vaterlandes verbunden sey, dieß sieht einer

*) Diese beyden Verräther wurden durch die Verachtung bestraft, mit welcher sie von dem makedonischen Könige selbst behandelt wurden. Als sie sich bey diesem beklagten, daß sie von seinen Soldaten Verräther und Schurken genannt würden, antwortete er ihnen: „Laßt euch das nichts ansechten! Die Makedonier sind rohe und ungeschliffene Leute, die jedes Ding bey seinem Nahmen nennen.“

himmlischen und göttlichen Wohlthat ähnlich. Dennoch, ihr Athenäer, müssen wir vor allen Dingen bedacht darauf seyn, daß wir nicht hinter unserem Glücke zurück bleiben. Denn es ist schimpflich, ja die höchste Schande, nicht nur die Städte und Plätze, welche wir vormahls besaßen, offenbar aufzugeben, sondern auch die günstigen Verhältnisse und Bundesgenossen, welche das Glück uns anbietet, zu verschmähen.

Euch nun setzt, ihr Männer Athens, Philippos Stärke zu schildern, und euch durch diese Vorstellung zu eurer Pflicht anzutreiben, dünkt mich nicht geziemend. Und warum? Weil alles, was man hierüber sagen kann, ihm zur Ehre, euch aber keineswegs zum Ruhme gereicht. Denn je mehrere Unternehmungen ihm über Erwarten gelungen sind, desto mehr Bewunderung gesteht ihm die Welt zu; je weniger ihr aber eure Lage benutzt habt, desto größer muß eure Schande seyn. Ich übergehe dieß also. Denn wenn wir, o Bürger Athens, die Sache ohne Vorurtheil betrachten wollen, so ist seine Größe nicht von ihm, sondern von Athen ausgegangen. Was er aber denen verdankt, welche hier für ihn gearbeitet haben, und deren Bestrafung euch obliegt, davon ist, meines Bedünkens, jetzt zu reden, nicht Zeit; sondern es gibt andere Dinge, die euch nützlicher zu hören sind, und ihm, o Männer Athens, bey einer vernünftigen Beurtheilung, zur größten Schande gereichen müssen. Von diesen will ich zu reden versuchen.

Wollte ich ihn nun meineidig und treulos nennen, ohne Thatfachen anzuführen, so könnte man dieß für eitle Verleumdung halten. Und mit Recht. Deßhalb will ich seine Handlungen der Reihe nach durchgehen, und an ihnen die Wahrheit meiner Beschuldigung darthun. Dieser Beweis wird nur wenige Worte kosten, und in einer doppelten Rücksicht nützlich seyn; erstlich, um zu zeigen, was er wirklich ist; zweyten, um denen, die ihn als unüberwindlich anstaunen, begreiflich zu machen, daß er alle Mittel der Täuschung, durch die er groß geworden, abgenutzt hat, und zu dem Ziele seiner Thaten gelangt ist. Denn auch ich, ihr Bürger Athens, ich selbst würde

diesen Philippos für einen furchtbaren und bewundernswürdigen König halten, hätt' ich ihn durch gerechte Thaten zu dieser Größe empor steigen sehen; nun finde ich aber, bey genauer Betrachtung, daß er unsere gutmüthige Einfalt zuerst damahls, als die Olynthier, welche mit uns zu reden begehrten, von hier verjagt wurden, durch das Versprechen der Überlieferungen von Amphipolis und durch jenes so berühmte Geheimniß an sich lockte *); die Freundschaft der Olynthier aber dadurch gewann, daß er Potidäa, unser Eigenthum, eroberte, uns, seine ehemahligen Bundesgenossen, beeinträchtigte, und ihnen die Stadt übergab; die Thessalier endlich dadurch, daß er ihnen Magnesia auszuliefern, und den phokensischen Krieg für sie auszufechten versprach. Mit einem Worte, jedermann, der mit ihm zu thun hatte, ist von ihm getäuscht worden, und nur dadurch, daß er die Unwissenheit derer benutzte, die ihn noch nicht kannten, hat er seine Macht vergrößert. So wie er aber durch diese Künste sich erhoben hat, so lange jeder noch hoffte, er werde für sein Bestes handeln, so müssen ihn eben dieselben wieder herab stürzen, weil es sich nunmehr gezeigt hat, daß er alles um sein selbst willen thut.

Dies ist nun, Bürger Athens, Philippos Lage, dieß sind seine Hoffnungen. Wo nicht, so trete jemand auf und zeige mir, oder vielmehr euch, daß ich entweder nicht die Wahrheit gesagt, oder daß ihm die Betrogenen künftig trauen

*) Da der Anmerkungen zu dieser Übersetzung viele, und diese vielen zwar vortreflich, aber sehr umständlich sind, so gebe ich hier auszugsweise nur jenen Theil derselben, welcher zur Erklärung unumgänglich nothwendig ist. — Jenes berühmte Geheimniß bestand in Kürze darin: Philippos versprach den Atheniensern, ihnen Amphipolis auszuliefern, und machte dafür insgeheim die Bedingung, daß sie ihm Pydna überlassen sollten. Potidäa, eine von Olynthos abhängige Stadt, war wenige Jahre vor diesen Ereignissen von den Atheniensern erobert worden. Philippos eroberte sie, und gab sie den Olynthiern zurück, indem er zugleich die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen Athen vorgab.

werden, oder daß die so unverdienter Weise unterjochten Thessalier dem Wunsche nach Freyheit entsagt haben. Sollte aber jemand unter euch, bey der Überzeugung von der Richtigkeit meiner Behauptungen, dennoch glauben, daß Philippos durch den Besitz der festen Plätze, der Häfen und anderer ähnlicher Vortheile in Stand gesetzt werde, sich mit Gewalt in seiner gegenwärtigen Lage zu behaupten, so irrt er sich. Wenn gegenseitiges Wohlwollen eine Verbindung befestiget, und alle Theilnehmer des Krieges einerley Vortheil genießen, so wird jeder gern die gemeinschaftlichen Arbeiten übernehmen, die gemeinschaftlichen Unfälle ertragen und muthig ausdauern: wenn aber ein Einzelner durch Habsucht und schlimme Künste, so wie es hier der Fall ist, mächtig wird, reicht der erste Vorwand, der geringste Unfall hin, alles umzustürzen und aufzulösen. Denn unmöglich, ja, unmöglich ist es, ihr Athenäer, daß der Ungerechte, der Meineidige, der Vlügner eine dauerhafte Macht besitze; sie hält für Einmahl und auf kurze Zeit und verspricht eine glänzende Blüthe von Hoffnungen; aber, von der Zeit belauert, stürzt sie endlich in sich selbst zusammen. Denn so wie bey einem Hause, einem Schiffe, und andern ähnlichen Dingen, der unterste Theil auch der stärkste seyn muß, so muß auch der Anfang und das Fundament einer Handlung wahr und gerecht seyn. Dieß ist nun bey Philippos Unternehmungen ganz und gar nicht der Fall.

Ich rathe euch also, den Olynthiern Hilfe zu senden, und zwar je nachdrücklicher und schneller, desto besser; den Thessaliern aber eine Gesandtschaft zu schicken, und sie theils von eurer Absicht zu belehren, theils zur Ergreifung der Waffen aufzumuntern; denn auch sie haben beschlossen, Pagasä zurück zu fordern und ihre Ansprüche auf Magnesia geltend zu machen. Aber dann, ihr Bürger Athens, setzet vor allen Dingen, daß eure Gesandten nicht bloß Worte mitbringen, sondern Thatfachen aufzuweisen haben, indem ihr auf eine des Staates würdige Weise in das Feld rückt und die Sache ernstlich angreift. Denn wenn die That fehlt, so scheinen alle

Worte eitel und leer, vornehmlich wenn sie von uns kommen. Denn je rüstiger wir sie gebrauchen, desto weniger finden sie bey den Menschen Glauben. Ihr müßt also eine große Veränderung und wesentliche Besserung zeigen, eure Beyträge willig geben, rüstig in das Feld rücken, euch zu allem diesen bereitwillig finden lassen, wenn jemand Vertrauen auf euch setzen soll. Wosern ihr nun willig seyd, dieß so, wie es ziemt und seyn muß, zu thun, so wird es sich bald zeigen, wie schwach Philippos Bundesgenossen an ihm hangen, und auch die Blößen seiner eigenen Oberherrschaft und Macht werden dadurch an das Licht kommen. Denn überhaupt genommen ist die Kraft Makedoniens, wenn sie sich mit andern verbindet, nicht unbedeutend, wie sie uns zur Zeit des Timotheus gegen die Olynthier, und hinwiederum den Olynthiern gegen Potidäa diente, und auch jetzt den beunruhigten und aufrührischen und zerrütteten Thessaliern gegen den Samen ihrer Tyrannen gute Dienste geleistet hat; denn auch die kleinste Kraft kann, als Zugabe, den wichtigsten Ausschlag geben, aber an sich ist sie schwach und voll von mannigfaltigen Gebrechen, und Philippos selbst hat sie gerade durch das, was ihn in den Augen der meisten Menschen so sehr erhoben hat, durch seine Kriege und Feldzüge, noch schwankender und hinfälliger gemacht, als sie schon von Natur war. Denn wähnet nicht, Bürger Athens, daß dasjenige, woran Philippos Freude findet, auch seinen Unterthanen erfreulich sey. Er sucht den Ruhm; dieß ist das Ziel seiner Bestrebungen und seines Eifers; darum kämpft er und stellt sich der Gefahr des Todes bloß; denn der Ruhm, größere Dinge vollbracht zu haben, als irgend ein makedonischer König zu leisten vermochte, dünkt ihm wünschenswerther, als ein gefahrloses Leben. Seine Unterthanen aber theilen diese Eitelkeit nicht mit ihm. Sie fühlen nur die Lasten und Leiden dieser unaufhörlichen Feldzüge, durch welche sie auf- und abgetrieben, gedrückt und geschwächt werden; sie müssen den Anbau ihrer Besitzungen und die Vermehrung ihres Eigenthums hintan setzen, ja, sie können nicht Einmahl dasjenige,

was sie etwa auf diese Weise erwerben, mit allen dem Vortheil betreiben, dessen sie unter andern Umständen genießen würden, indem der Krieg die Häfen und Handelsplätze des Landes verschlossen hält. Wie also der größere Theil der Macedonier gegen den König gesinnt sey, kann man ohne Mühe errathen. Die Fremdlinge aber, welche er um sich hat, und die Cameraden *) (Pecetären) stehen in dem Rufe einer bewundernswürdigen Tapferkeit und der größten Talente zum Kriege; wie ich aber von einem Manne gehört habe, der sich in dem Lande selbst aufgehalten hat, und durchaus keiner Unwahrheit fähig ist, sind sie nicht besser als andere. Denn wenn einer unter ihnen Erfahrung im Kriege zeigt, so verstoßt ihn Philippos, wie jener Mann erzählte, aus Ehrgeiz, weil er will, daß man ihm allein seine Thaten zuschreiben soll. Denn außer seinen andern Fehlern, besitzt er einen unüberschwinglichen Ehrgeiz. Wenn daher ein ehrbarer und tugendhafter Mann Mißfallen an der täglichen Unmäßigkeit und Trunkenheit zeigt, so wird er über die Achseln angesehen und keiner Achtung gewürdigt. Daher ist er von Possenreißern, von Schmeichlern und andern Menschen dieser Art umringt, die in der Trunkenheit kein Bedenken tragen, Länze vor ihm aufzuführen, die ich euch nicht Einmahl nennen möchte. Der Augenschein zeigt, daß diese Erzählung der Wahrheit gemäß ist. Denn Menschen, welche wir hier einstimmig verstoßen haben, Menschen, welche tausendmahl nichtswürdiger sind, als die Taschenspieler und Seiltänzer, wie Kallias zum Beyspiel, der Slave der Republik**), und andere Menschen von demselben Gehalte, Possenreißer, Dichter schändlicher Lieder, die sie, um Lachen zu erregen, auf seine Gesellschaft verfertigen

*) Der Name πεκεταροι bezeichnet Freunde oder Gefährten aus dem Fußvolke, und es wurden darunter die schwer bewaffneten Soldaten des Phalanx verstanden.

**) Slaven der Republik sind die Gefangenen, welche der Staat sich zueignete und zu öffentlichen Geschäften gebrauchte.

gen, diese liebt er, diese hat er um sich. Solche Dinge aber, Bürger Athens, so geringsfügig sie manchen scheinen mögen, sind in den Augen der Vernünftigen sehr große Beweise seiner Denkungsart und des bösen Genius, der ihm zur Seite steht. Jetzt freylich werden diese schmählischen Fehler durch den glücklichen Erfolg seiner Unternehmungen verdunkelt; denn das Glück hat diese Kraft; erleidet er aber den mindesten Unfall, so werden sie alle an das Licht treten. Diese Zeit, o ihr Männer Athens, ist nicht mehr fern, wenn anders die Götter wollen und ihr selbst dazu die Hände biethet. Denn so wie wir an unserem Körper die einzelnen Gebrechen, so lange wir gesund sind, nicht bemerken; sobald uns aber eine Krankheit überfällt, alles in Bewegung geräth, und der Bruch, die Verrenkung, oder was es sonst seyn mag, fühlbar wird: eben so entziehen sich auch die Gebrechen der Staaten und Tyrannen, so lange sie mit auswärtigen Feinden kriegten, den Augen der meisten Menschen; sobald aber ein Krieg an ihren Gränzen entsteht, werden sie offenbar.

Wenn nun mancher von euch, ihr Bürger Athens, den Philippos, in Erwägung seines Glücks, für einen furchtbaren Feind hält, so urtheilt er zwar, wie es einem verständigen Manne geziemt; denn in allen menschlichen Dingen gibt das Glück ganz vorzüglich oder vielmehr ganz allein den Ausschlag; aber wahrlich, wenn ich die Wahl hätte, so würde ich mir weit eher das Glück dieser Stadt wünschen, vorausgesetzt, daß ihr nur im mindesten eure Pflicht thun wollt, als das Glück des Makedoniers, indem ich bey euch weit mehrere Gründe wahrnehme, auf das Wohlwollen der Götter zu rechnen als bey ihm. Aber da sitzen wir still und unthätig, ohne daran zu denken, daß der Träge seinen Feinden nicht einmahl zumrathen darf, etwas für ihn zu thun, geschweige denn den Göttern. Es ist also kein Wunder, daß ein Mann, welcher selbst zu Felde zieht und arbeitet, überall zugegen ist, und keinen günstigen Augenblick versäumt, daß der uns übermeistert, da wir nichts thun, als zögern, Decrete machen und nach Neuig-

keiten fragen. Mich wundert es nicht; ja, es würde im Gegentheil höchst wunderbar seyn, wenn wir Athenäer, die wir nichts thun, was einem kriegsführenden Volke geziemt, einen Mann besiegeten, welcher alles thut, was ihm zukommt. Aber das wundert mich, daß ihr, das nämliche Volk, welches mit den Lakedaemoniern jenen ruhmvollen Kampf für die Gerechtsame der Hellenen bestand, und die vielfältigen Vortheile, die sich ihm darbothen, nicht annehmen wollte; daß ihr, Männer Athens, die ihr, um Andern zum Recht zu verhelfen, euer eigenes Vermögen aufgeopfert, und euer Leben in Gefahr gesetzt habt, jetzt in das Feld zu rücken zaudert, und zur Rettung eurer eigenen Besitzungen nichts aufopfern wollt; und daß ihr also ganz Griechenland und jedes einzelne Volk insbesondere gerettet habt, den Verlust eurer Güter aber mit träger Indolenz betrachtet. Dieß, ihr Athener, dünkt mich wunderbar; aber auch dieses, daß niemand von euch überlegt, wie lange schon dieser Krieg mit Philippos dauert, und unter welchen Maßregeln diese Zeit uns verstrichen ist. Ihr wißt es selbst. Ihr legtet die Hände in den Schooß, einer rechnete auf den andern, einer verklagte den andern; dann gabt ihr neuen Hoffnungen Raum, und so ging, ungefähr unter denselben Beschäftigungen, wie jetzt, die Zeit fruchtlos dahin. Und könntet ihr wohl so bethört seyn, zu glauben, daß die nämliche Handlungsweise, die euch aus einer günstigen Lage in eine so nachtheilige versetzt hat, eure jetzigen Umstände wieder verbessern werde? Dieß ist weder vernünftig, noch der Natur gemäß; denn es ist zuverlässig weit leichter, das, was man hat, zu vertheidigen, als es zu erwerben. Nun ist es aber durch den Krieg dahin gekommen, daß wir von unsern ehemahligen Besitzungen nichts mehr zu vertheidigen haben; wir müssen es also wieder erobern. Dieß ist nun jetzt euer Geschäft, wobey ihr aber selbst Hand an das Werk legen müßt. Ich behaupte also, daß wir Geld aufbringen, selbst in's Feld rücken und einander anklagen müssen, bevor wir unsern Zweck erreicht haben. Dann ist es Zeit, nach den Handlungen selbst zu urtheilen; die, wel-

che Lob verdienen, zu ehren, und die Strafbaren zu züchtigen. Jeden Vorwand müßt ihr abschneiden, und selbst eurer Seits nichts verabsäumen; denn unmöglich können wir das Betragen anderer mit Strenge untersuchen, wenn wir nicht selbst zuerst unsere Schuldigkeit thun. Warum glaubt ihr wohl, daß alle von euch ausgesendeten Feldherren — denn auch diesen Punct müssen wir, dünkt mich, in sein wahres Licht zu stellen suchen — diesem Kriege aus dem Wege gehen, und lieber auf ihre eigene Hand ein Unternehmen beginnen? Ohne Zweifel, weil dort der Preis des Kampfes euch zufällt, — denn wenn Amphipolis erobert werden sollte, würdet Ihr es sogleich zu eurem Eigenthume machen — alle Gefahr aber den Anführer trifft, ohne daß er den Lohn dafür einerntet; hier hingegen die Gefahr geringer ist, und der Gewinn — die Beute vom Kampsfasse, Sigeion *), die Schiffe, welche sie plündern — den Anführern und Soldaten anheim fällt. Jeder strebt also nach dem, was ihm Vortheil bringt. Ihr aber, wenn euch der schlechte Fortgang der Sachen in die Augen fällt, zieht die Feldherren zur Rechenschaft, und wenn sich diese verantworten, und die dringende Noth vorschützen, entlast ihr sie wieder. Dabey gewinnt ihr nichts als Streit und Zwietracht, indem die einen dieß, die andern jenes meinen, wobey das gemeine Wesen zu Grunde geht. Denn vormahls, o ihr Bürger Athens, contribuirtet ihr nach Classen, jetzt verwaltet ihr den Staat nach Classen **). An der Spitze einer jeden steht ein Redner;

*) Zwey Städte am Hellespont, welche der persische Statthalter Artabazos dem Chares überließ, als dieser mit der ganzen atheniensischen Flotte zu ihm stieß.

**) Alle atheniensischen Bürger waren in zehn Stämme (φυλας) getheilt, und jeder derselben führte 120 seiner reichsten Mitglieder auf einer Liste. Diese alle zusammen genommen wurden wieder getheilt, und bildeten 20 Classen (συμποριας), deren jede aus 60 Köpfen bestand. In jedem Stamme waren also zwey συμποριας, und die ganze Summe der Reichen, unter welche bei

unter ihm ein Feldherr, und die drehhundert leisten ihm Hülfe. Die übrigen vertheilen sich auf diese oder jene Seite. Dieß muß ein Ende nehmen; ihr müßt euch endlich wieder in den Besitz eurer Rechte setzen, und die öffentlichen Vorträge, Rathschlagungen und Unternehmungen müssen wieder die Sache der gesammten Bürger werden. Wenn ihr aber Einigen, euch, wie vom Throne herab, zu gebiethen erlaubt; wenn Andere gezwungen werden, Beyträge zu geben, Schiffe auszurüsten und Kriegsdienste zu thun; noch Andere nur gegen diese decretiren, ohne selbst an den Lasten den mindesten Antheil zu nehmen: so wird das Erforderliche nie zur rechten Zeit geschehen. Der in seinen Rechten gekränkte Theil wird immer zurück bleiben, und euch bleibt dann nichts übrig, als die euren Feinden zugedachten Züchtigungen auf eure Mitbürger fallen zu lassen.

Um nun alles zusammen zu fassen, so ist mein Verlangen, daß jeder von seinem Vermögen zu gleichen Theilen beytrage; daß jeder Kriegsdienste thue, so daß die Reihe alle Bürger trifft; daß jeder, der vor euch auftritt, angehört werde, und die Versammlung dann das Beste von dem thue, was sie gehört hat, ohne zu fragen, ob es dieser oder jener rath. Und wenn ihr dieses thut, werdet ihr den Redner nicht mehr bloß auf der Stelle rühmen, sondern ihr werdet euch selbst zu dem bessern Fortgang eurer Unternehmungen Glück wünschen können.

Staatslasten vertheilt waren, bestand aus 1200 Köpfen, von denen wieder der vierte Theil (300) abgesondert wurde, welcher in dringenden Fällen das Geld herschoß, das er in der Folge von den minder Begüterten einzassirte. Diese 300 sind es, deren Demosthenes hier erwähnt, welche in Verbindung mit den übrigen *συμποσιας* alle Staatsgeschäfte zu lenken und nachdrückliche Maßregeln zu hindern suchten. Dieses zu befördern, nahmen sie Redner in Sold, von denen jeder wieder seines Theils irgend einen Feldherrn begünstigte und an die Spitze des Heeres zu bringen suchte.

Zweyte Olynthische Rede.

Ganz anders, ihr Männer Athens, fühle ich mich gestimmt, wenn ich einen Blick auf unsere Lage werfe, und wenn ich die Reden meiner Vorgänger erwäge; denn in den Reden wird Philippos Bestrafung gefordert; unsere Lage aber erinnert uns, alle Vorsicht aufzubieten, um uns nicht selbst einem Unglücke auszusetzen. Daher scheinen mir jene trefflichen Redner nur in dem einzigen Puncte zu fehlen, daß sie euch ganz und gar nicht den wahren Gegenstand der Verathschlagung vor Augen stellen. Auch ich weiß, daß vormahls die Stadt ihr Eigenthum in Sicherheit besaß und sich an Philippos zu rächen vermochte; ja ich weiß dieß um desto genauer, da beydes noch vor Kurzem und zu meiner Zeit Statt fand. Jetzt aber bin ich überzeugt, daß wir zufrieden seyn können, wenn wir für das erste unsere Bundesgenossen retten; ist uns dieses gelungen, so mögen wir uns dann weiter umschauen, wie wir etwa Rache an dem Könige nehmen könnten. Bevor wir aber bey dem Anfange einen sichern Grund gelegt haben, scheint es mir thöricht, wegen des Ausganges ein Wort zu verlieren.

Unsere gegenwärtige Lage, ihr Männer Athens, erfordert mehr als jemahls die sorgfältigste Verathschlagung. Nun halte ich es zwar nicht eben für schwer, einen heilsamen und den Umständen angemessenen Rath zu entdecken; aber das, o ihr Bürger Athens, setzt mich in Verlegenheit, wie ich euch meine Meinung vortragen soll; denn sowohl meine eigene Erfahrung, als das, was ich von Andern gehört habe, überzeugt mich, daß an den meisten Unfällen nur Mangel an Thätigkeit, nicht euer Mangel an Einsicht, Schuld gewesen ist. Ich wünsche daher, daß ihr die Freymüthigkeit, mit welcher ich zu euch sprechen werde, ertragen mögt, und nur die Wahrhaftigkeit meiner Worte und die Absicht, euern Zustand für die Folge zu verbessern, erwägt, denn ihr seht wohl, wie sehr sich unsere Lage durch die Bemühungen einiger Redner, euch immer nach Wünschen zu sprechen, verschlimmert hat.

Hier scheint es mir nun für das erste nothwendig, euch kurzlich an die vorher gegangenen Begebenheiten zu erinnern. Ihr habt noch nicht vergessen, ihr Bürger Athens, wie vor drey oder vier Jahren die Nachricht hieher kam, Philippos sey in Thrakien und belagere die Festung Heräon. Diese Nachricht, welche im Monath Moimokterion*) hier eintraf, erregte die lebhaftesten Bewegungen, und nach vielen Reden beschloß ihr, vierzig Galeeren auszurüsten, diese selbst mit Bürgern unter fünf und vierzig Jahren zu bemannen**), und sechzig Talente zusammen zu schießen. Hierauf verstrich das ganze übrige Jahr; der Hekatombäon, der Metageitnion und Böedromion**), und erst in diesem letzten Monathe, nach der Feyer der Mysterien, sandtet ihr endlich, unter dem Commando des Charidemos, zehn unbemannte Schiffe und fünf Talente Silber ab. Denn als die Nachricht kam, daß Philippos krank oder todt sey — denn man sagte beydes — hieltet ihr die versprochene Hülfeleistung nicht mehr für nothwendig und stellet eure Zurückstungen ein. Und doch war dieß gerade der günstigste Zeitpunkt. Denn hätten wir damahls mit dem Eifer, mit welchem der Beschluß gefaßt wurde, Hülfe gesandt, so würde uns Philippos jetzt, nach seiner Genesung, nicht mehr beschwerlich fallen. Indesß, was damahls geschehen ist, kann nun nicht mehr geändert werden. Aber es bietet sich jetzt eine neue Gelegenheit zum Kriege dar; eine Gelegenheit, die mich eben zu diesen Erinnerungen veranlaßt, damit ihr nicht noch einmahl in den nämlichen Fehler verfalltet. Wie werdet ihr nun, o Männer Athens, den gegenwärtigen Zeitpunkt benutzen? Denn

*) Am Ende des October oder im Anfange des November.

**) Dieß war mehr als man gewöhnlich zu thun pflegte. Ein atheniensischer Bürger konnte, wenn er 40 Jahre zurück gelegt hatte, der Regel nach nicht mehr zum Kriegsdienst aufgefördert werden.

*) Der Böedromion entspricht dem August und September. Die eleusinischen Mysterien dauerten bis zum ein und zwanzigsten dieses Monaths.

wenn ihr den Olynthiern nicht, so viel ihr nur vermögt, und nach allen euren Kräften, beisteht: so wird sich bald zeigen, daß ihr in allem für den König streitet. Die Olynthier besaßen eine ansehnliche Macht, und ihre Lage war so, daß Philippos sie eben so wenig anzugreifen wagte, als sie den Philippos. Wir schlossen einen gegenseitigen Frieden, und es war für den makedonischen König ein sehr beschwerliches und drückendes Hinderniß, einen mächtigen und mit uns verbündeten Staat, welcher jeden günstigen Moment belauerte, gleichsam an seinen Thoren zu sehen. Nun glaubten wir damahls, diese Leute auf alle Weise zum Kriege bewegen zu müssen. Seht, jetzt ist endlich das, was wir damahls so eifrig wünschten, in Erfüllung gegangen. Was bleibt uns nun noch übrig, als ihnen mit Eifer und Nachdruck Hülfe zu leisten? Ich weiß es nicht. Denn außer der Schande, welche uns erwartet, wenn wir jetzt die Arme sinken lassen, würden wir auch, ihr Bürger Athens, nicht wenig zu besorgen haben, da ihr wohl wißt, wie die Thebaner gegen uns gesinnt sind, da es den Phokensern gänzlich an Mitteln fehlt, und den König, wenn ihm dieses Unternehmen gelingen sollte, nichts hindern wird, die ganze Schwere seiner Macht auf diese Seite fallen zu lassen. Diejenigen unter euch, welche die Erfüllung ihrer Pflicht bis dahin aufschieben wollen, die begehren eine Gefahr mit Augen zu sehen, die sie besser aus der Ferne vernähmen, die wollen lieber selbst Beystand suchen, als ihn Andern gewähren. Denn daß es so weit kommen wird, wenn wir den jetzigen Augenblick unbenutzt vorüber lassen, das kann schwerlich bezweifelt werden.

Hier höre ich nun Manchen sagen: Wir alle erkennen, daß wir unsern Bundesgenossen beistehen müssen, und wir werden ihnen beistehen; aber du sage uns, wie wir es anfangen sollen. Nun wundert euch nicht, ihr Männer Athens, wenn ich etwas Unerwartetes vortrage. Ihr müßt Nomotheten*) bestellen, nicht um neue Gesetze zu machen, denn ihr

*) Zu den Zeiten des Demosthenes wurden die Gesetze nicht mehr

habe deren genug, sondern um die, welche uns bis jetzt nachtheilig sind, aufzuheben. Ich meine, um es deutlicher zu sagen, die Gesetze wegen der Schauspielgelder*), und einige, welche den Kriegsdienst betreffen. Denn jene wenden die dem Heere bestimmten Summen denen zu, welche müßig zu Hause sitzen; und diese gewähren den Frevlern gegen die Ordnung

von dem ganzen Volke, sondern von einer Gesetz-Commission bestätigt und abgeschafft. Diese Commission bestand, man weiß nicht ob immer, aber doch bisweilen, aus 1001 Person. Sie wurden Nomotheten genannt.

*) Folgendes ist die Geschichte der Theatergelder, denen Demosthenes hier eine neue Wendung zu geben verlangt: Nach dem dreißigjährigen Waffenstillstand, welchen Athen mit den Lakädonern geschlossen hatte, legten sie jährlich 1000 Talente in den Schatz zurück, welche nur bey dringender Gefahr angegriffen werden sollten. Perikles gab diesem, für den Krieg bestimmten Gelde eine andere Anwendung. Um das allzugroße Gedränge und die Streitigkeiten in dem Theater zu verhindern, war für die Plätze der Preis von einem Obolos bestimmt worden, welchen Bürger und Fremde erlegen mußten. Den ersten das Vergnügen des Schauspiels zu erleichtern, ließ Perikles von dem Gelde, welches für den Kriegsgebrauch bestimmt war, an jeden Bürger zwey Obolen austheilen, einen für den erwähnten Zweck, den andern als Entschädigung für den Verlust der Zeit. Sie erhielten dieß Mann für Mann, doch so, daß die anfängliche Bestimmung des Geldes nicht aufgehoben wurde. Als aber nach Verlauf einer Reihe von Jahren, nachdem das Volk an den Genuß dieses Einkommens gewöhnt worden war, ein gewisser Apollodoros das hierauf verwendete Geld wieder zu seiner ersten Bestimmung zurück bringen wollte, setzte Kibulus, ein Demagog, dem es mehr um die augenblickliche Gunst des Volkes als um das Beste des Staates zu thun war, ein Gesetz durch, dem zu Folge jeder mit der Todesstrafe bedroht wurde, der es wagen würde, die Theatergelder zu Kriegsgeldern zu machen. Dieses Gesetz war noch ganz neu, und man begreift daraus die Vorsicht, mit welcher Demosthenes seinen Vorschlag einführt, und die im Anfange der Rede vorkommenden Äußerungen der Besorgniß, welche auf jenen Vorschlag zielen.

Straflosigkeit *). Dadurch aber werden auch diejenigen muthlos gemacht, welche gern ihre Schuldigkeit thun möchten. Wenn ihr nun diese Gesetze aufgehoben und für bessern Rath einen sichern Weg gebahnt habt, dann sucht einen Redner auf, der euch das abfasse, was ihr selbst für nützlich erkennt. Bevor ihr aber dieses gethan habt, seht euch nicht nach Leuten um, die Lust haben möchten, mit ihrem guten Rathe für euch, durch euch zu Grunde zu gehen. Ihr werdet niemanden finden. Denn wer möchte in einer Sache sprechen und Vorschläge thun, wobey er nichts erwarten kann als Mißhandlungen, und wobey für die Sache selbst nichts anders gewonnen wird, als daß man es immer gefährlicher finden muß, zu den besten Mitteln zu rathen. Die Aufhebung der Gesetze aber, ihr Männer Athens, muß von denselben Personen unternommen werden, welche sie gegeben haben; denn es ist nicht billig, daß der Dank für ein Gesetz, welches der Stadt so schädlich geworden, denen, die es damahls gegeben, zufalle; das Mißvergnügen über die Aufhebung desselben aber, die dem Ganzen zum Vortheil gereicht, die bessern und weisen Rathgeber treffe.

Bevor ihr indeß, o ihr Männer Athens, diese heilsamern Einrichtungen getroffen habt, begehret nicht, daß irgend einer unter euch groß genug sey, um die bestehenden Gesetze unge-

*) Alle atheniensischen Bürger waren durch die alten Gesetze des Staates verpflichtet, von ihrem achtzehnten Jahre an bis zum vierzigsten Kriegsdienste zu thun. Nur eine kleine Anzahl von Personen, die sich nicht aus der Stadt entfernen konnten, z. B. diejenigen, welche bey den öffentlichen Feyerlichkeiten gebraucht wurden, waren hiervon ausgenommen. Indessen fanden die Wohlhabenden gar bald Mittel, sich dem Gesetze zu entziehen und in die Classe der Eximirten einzudrängen, oder auch wohl ohne allen Grund den Dienst zu verweigern. Gegen die letztern waren harte Gesetze vorhanden, die aber zu den Zeiten unsers Redners viel von ihrer Kraft verloren hatten. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß er die Aufhebung derjenigen Gesetze verlangte, welche zu Ausflüchten Gelegenheit gaben.

strafe übertreten zu können, oder thöricht genug, um sich selbst offenbar ins Verderben zu stürzen.

Vergesset aber auch nicht, o ihr Männer Athens, daß ein Beschluß an sich keinen Werth hat, wenn nicht der Wille hinzukommt, das Beschlossene mit Eifer auszuführen. Denn wenn die Decrete der Volksversammlungen hinreichten, euch entweder zur Ausführung dessen, was die Sache mit sich bringt, zu nöthigen, oder ihren Inhalt selbst ins Werk zu setzen, so würden wir, bey der Menge eurer Beschlüsse, nicht den Verdruß haben zu sehen, daß sogar wenig, oder vielmehr gar nichts davon zu Stande gebracht wird; Philippos würde uns nicht seit so langer Zeit verhöhnen, sondern, wenn es euren Dekreten nach ginge, schon längst bestraft seyn. Aber so ist es leider nicht. Denn das Handeln, welches der Ordnung nach dem Reden und Decretiren folgt, hat, der Kraft nach, den Rang vor demselben. Laßt also auch noch dieses hinzukommen; denn an dem übrigen fehlt es euch nicht. Ihr habt Männer unter euch, die das Erforderliche zu rathen vermögen, und ihr selbst, Bürger Athens, besitzt mehr Scharfsinn, als irgend ein anderes Volk, um das, was ihr hört, zu beurtheilen. Aber auch durch Handeln werdet ihr euch jetzt auszeichnen können, wenn ihr thut, was recht ist. Welche schicklichere Zeit, welche günstigere Gelegenheit erwartet ihr denn? oder wann werdet ihr je eure Pflicht thun, wenn es nicht jetzt geschieht? Hat er uns nicht schon alle unsere Pläge weggenommen? und wenn er auch dieses Land *) erobert, was kann uns dann noch Schimpfliches zustoßen? Wird nicht jetzt ein Volk angegriffen, das wir, im Fall des Krieges, zu retten versprochen? Ist er nicht unser Feind? der Besitzer unsers Eigenthums? ein Barbar? alles Nichtswürdige, was man nur von einem Menschen sagen kann? Aber, bey Gott! wir lassen alles das hingehen, ja, wir unterstützen beynahe seine Plane, um, wenn das Unglück geschehen ist, die Urheber desselben aufzusuchen. Denn

*) Olynthos.

uns selbst werden wir die Schuld nicht beymessen, das weiß ich gewiß, denn auch in der Schlacht klagt kein Flüchtling sich selbst an, sondern seinen Feldherrn, oder seine Nachbarn, oder Alles eher als sich selbst. Gleichwohl sind die Flüchtigen insgesammt an der Niederlage Schuld; denn der, welcher die andern beschuldigt, konnte selbst stehen bleiben, und wenn jeder dieß that, war der Sieg ihre. Dieß ist auch hier der Fall. Wenn ein Redner einen Vorschlag thut, welcher nicht der beste scheint, so trete ein anderer auf, und spreche, ohne seinen Vorgänger anzuklagen. Ertheilt ein anderer einen bessern Rath, so folget diesen in Gottes Nahmen. — Aber sein Rath ist uns nicht angenehm! — Dieß ist nicht des Redners Schuld, der euch nicht schmeichelhafte Wünsche, sondern gute Anschläge vorlegen will. Denn Wünsche zu thun, ihr Athenäer, ist leicht, und man kann in wenigen Worten alles, was ein anderer wünscht, zusammen fassen; aber nicht so leicht ist es, bey Berathschlagungen über die Angelegenheiten des Staates zu wählen; sondern da muß man das Nützliche dem Angenehmen vorziehen, wenn man nicht beydes zugleich haben kann. Vielleicht sagt hier jemand: Wie? wenn Einer Mittel fände, uns die Theatergelder zu lassen, und für die Befriedigung der Kriegsbedürfnisse andere Wege entdeckte? würde der nicht den Vorzug verdienen? — Allerdings, wenn nur ein solcher Mann zu finden ist. Aber wundern würde ich mich, wenn irgend ein Mensch so glücklich gewesen wäre oder seyn könnte, nachdem er sein wirkliches Vermögen in unnützen Ausgaben verschwendet hätte, seine nothwendigen Ausgaben mit dem, was er nicht besitzt, zu bestreiten. Solche Reden aber finden in den Neigungen eines jeden eine mächtige Stütze, und es ist daher nichts leichter als sich selbst zu täuschen; denn jeder glaubt gern, was er wünscht; aber die Umstände richten sich meistens nicht darnach. Laßt euch also seht, ihr Männer Athens, in eueren Berathschlagungen durch die Lage der Sachen selbst bestimmen und es wird euch weder an Truppen noch an Gold fehlen; denn es ist wahrlich weder weise noch edel, seine Psich-

ten im Kriege aus Mangel an Geld zu verabsäumen und eine solche Schmach mit gelassenem Gemüthe zu tragen; gegen Korinthier und Megareer die Waffen zu ergreifen, den Makedonier aber, aus Mangel an Kriegsbedürfnissen, die hellenischen Staaten unterjochen zu lassen.

Wähnet nicht, ihr Bürger Athens, daß ich dieses alles umsonst sage, um Einen unter euch zu beleidigen. Ich bin nicht so verkehrt und wahnwitzig, um ohne Hoffnung irgend eines Vortheils, den Haß der Menschen auf mich zu laden. Aber ich halte es für die Pflicht eines rechtschaffenen Bürgers, das Wohl des Staates dem Beyfall seiner Zuhörer vorzuziehen. Dieß war der Geist, der, wie ihr wahrscheinlich gehört habt, diejenigen beseelte, die vor unsern Vorfahrern sprachen; sie, welche die jetzigen Redner zu rühmen pflegen, ohne ihnen sonderlich nachzueifern; dieß waren die Gesinnungen, mit denen ein Aristides, ein Nikias, ein Demosthenes *), ein Perikles den Staat verwalteten.

Seitdem aber unter uns Redner aufgetreten sind, welche umhergehen und fragen: was wünscht ihr? was soll ich in Vorschlag bringen? womit kann ich euch einen Dienst thun? seitdem wird das Wohl des Staats dem augenblicklichen Genuß aufgeopfert. Diesem Verfahren entspricht der Erfolg. Unsere Feinde triumphiren und wir ernten Schande ein.

Laßt uns denn, ihr Männer Athens, eine kurze Vergleichung zwischen den Thaten unserer Vorfahren und den unserigen anstellen. Bey einer bekannten Sache sind wenige Worte genug; denn ihr habt nicht nöthig, euch nach fremden Mustern umzusehen, sondern ihr könnt durch die Nachahmung einheimischer Beyspiele glücklich werden. Jene eure Vorfahren also, denen die Redner nicht schmeichelten, und keine solche Liebe bewiesen, wie euch die heutigen, herrschten fünf und vierzig Jahre lang ohne Widerspruch über die Hellenen **). Sie sam-

*) Ein früherer Demosthenes, als der Redner.

**) Nämlich bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges.

melten einen Schatz von mehr als zehntausend Talenten in der Akropolis, und der König jenes Landes *) gehorchte ihnen, wie es einem Barbaren gegen Hellenen geziemt. Sie errichteten viele herrliche Tropäen in Land- und Seekriegen, die sie in eigner Person führten, und hinterließen, allein unter allen Sterblichen, einen über den Neid erhabenen Ruhm. So erschienen sie in ihren Verhältnissen zu andern Hellenen. Jetzt laßt uns sehen, wie sie sich in der Stadt selbst betrugten, sowohl in öffentlichen Angelegenheiten, als in ihrem Privatleben. Als Bürger des Staats verschönernten sie die Stadt mit öffentlichen Gebäuden und führten so viele und so herrliche Tempel auf, und schmückten diese mit so schönen Geschenken aus, daß ihren Nachkommen alle Hoffnung sie zu übertreffen benommen ward. Als Privatleute aber waren sie so mäßig und dem Charakter der Verfassung so getreu, daß wer von euch die Wohnung eines Aristides, eines Miltiades und anderer damahts berühmten Männer kennt, leicht sehen kann, daß sie in Ansehung ihrer Wohnungen nichts vor ihren Nachbarn voraus hatten; denn sie verwalteten den Staat nicht zu ihrem eigenen Vortheil, sondern hielten es für Pflicht, das Beste des Ganzen zu fördern. Da sie nun also in ihren Verhältnissen gegen die Hellenen die unverbrüchlichste Treue, gegen die Götter die größte Frömmigkeit, gegen ihre Mitbürger die höchste Gleichheit beobachteten, war es kein Wunder, daß sie eine so hohe Stufe des Glückes erstiegen. In dieser Lage standen die Sachen, als der Staat jenen Führern folgte; aber wie stehen sie jetzt unter euren trefflichen Vorstehern? Ist diese Lage der ehemahligen gleich, ist sie ihr nur ähnlich? Ich übergehe die andern Vergleichungspuncte, so vielen Stoff sie auch darbieten; aber ihr alle seht, welch eine Einsamkeit rund um uns herrscht. Die Macht der Lakedaemonier ist zu Grunde gerichtet **); die Thebaner sind in ihre eigenen Angelegenheiten verwi-

*) Perdikkas, der Sohn Alexanders und Oheim des Amyntas.

**) In den Schlachten bey Leuktra und Mantinea.

fest*); und von allen übrigen Staaten ist keiner bedeutend genug, um euch den Vorrang streitig zu machen. Während wir also unser Eigenthum in Sicherheit besitzen und die Wage der Gerechtigkeit unter den Hellenen halten könnten, sehen wir uns vielmehr unsers eigenen Landes beraubt, und haben unnützer Weise eine Summe von mehr als fünfzehn hundert Talenten verschwendet. Die Bundesgenossen, die wir im Kriege erworben hatten, sind uns im Frieden verloren gegangen, und unsern schlimmsten Feind haben wir selbst so groß gemacht. Oder es trete jemand auf und zeige, wodurch anders Philippos so mächtig geworden ist, als durch uns selbst.

Aber, o Freund, höre ich Manche sagen, wenn unsere äußern Verhältnisse schlecht sind, so ist dagegen unsere innere Verwaltung desto vorzüglicher. — Und welche Gründe führt man dafür an? Die Mauern, die wir übertüncht, die Straßen, die wir ausgebeffert haben, die Gassen und Pöffen? Schauet dagegen auf die Unternehmer dieser Werke! Einige derselben sind aus Bettlern zu reichen Leuten geworden; andere haben sich aus der Dunkelheit zum Ruhm erhoben; andere haben ihre Privatwohnungen herrlicher als öffentliche Gebäude geschmückt. Denn so wie der Wohlstand des Staats gesunken ist, hat sich der Wohlstand dieser Menschen vermehrt. Was ist nun an allen dem Schuld? Warum stand vormahls Alles so gut, und jetzt nicht mehr? Erstlich, weil das Volk, das damahls Muth genug begaß, seine Kriege selbst zu führen, über die Verwalter des Staats herrschte und alle Belohnungen in seiner Gewalt hatte, und jeder andere es für ein Glück ansah, Ehre, Ämter und Güter aus den Händen des Volkes zu empfangen. Jetzt aber geschieht das Gegentheil. Alle Vortheile sind in den Händen der Staatsverwalter, und alles wird durch diese gethan. Ihr aber, das Volk von Athen, seyd entnervt, eures Vermögens und eurer Bundesgenossen beraubt, gleichsam nur Diener und Anhängsel des Ganzen, und vollkommen zufrieden,

*) In den phokensischen Krieg.

wenn euch Diese Theatergelder zufließen lassen, oder euch magerere Rinder austheilen *). Was aber von allem das Empörendste ist, so haltet ihr euch ihnen verpflichtet für das, was euch selbst angehört. Dafür halten sie euch in der Stadt eingeschlossen, gewöhnen euch an sich, und machen euch kerr und zahm. Unmöglich aber kann derjenige große und kühne Gedanken hegen, der in Abhängigkeit und Elend lebt; denn wie die Lebensart der Menschen ist, so muß auch ihre Denkungsart seyn. Ich würde mich deßhalb, bey den Göttern, nicht wundern, wenn mir diese aufrichtige Schilderung eurer Lage mehr Nachtheil brächte, als denen, die sie veranlaßt haben. Denn nicht immer gewährt ihr eine völlige Freymüthigkeit, und ich wundere mich, daß sie mir jetzt gewährt wurde. Aber, wenn ihr noch jetzt jenen Gewohnheiten entsagt, wenn ihr euch entschließt, zu Felde zu ziehen, und eurer Würde gemäß zu handeln, wenn ihr den Überschuß eurer Einkünfte zu einem Mittel machen wollt, auswärtige Vortheile zu erhalten, dann vielleicht, ihr Männer Athens, werdet ihr ein großes und vollkommenes Gut erringen, und jenen ärmlichen Vortheilen entsagen, die der sparsamen Kost ähnlich sind, welche die Ärzte den Kranken reichen. Denn so wie diese keine Kraft gibt, sondern nur den Tod hindert, so reicht das, was ihr durch die Austheilung empfangt, nicht hin, euch einen dauernden Vortheil zu schaffen, hindert euch aber an andern Geschäften, und vermehrt eure Trägheit und Sorglosigkeit. Du verlangst also, wird Mancher fragen, daß wir als Söldner dienen sollen **)? — Allerdings, und zwar so, daß wir uns alle der nämlichen Einrichtung unterwerfen; damit nicht nur jeder an den öffentlichen Einrichtungen Theil nehme, sondern auch bereit sey, dem Staate den nöthigen Beystand

*) Bey öffentlichen, feyerlichen Mahlzeiten.

**) Ursprünglich mußte jeder atheniensische Bürger auf eigene Kosten im Kriege leben; in der Folge bekam ein Fußgänger zwey Obolen des Tages. Dieser Sold wurde späterhin auf vier Obolen erhöht.

zu leisten. Können wir des Friedens genießen? gut, so werdet ihr es zu Hause bequemer haben, indem euch die Noth nicht mehr zu niedrigen Geschäften treiben wird. Treten aber Zeiten ein, wie die jetzigen? so dient ihr dem Vaterlande, wie es billig ist, um den nähmlichen Gewinn. Ist Einer unter euch, welcher das Dienstalter überschritten hat? dieser mag das, was er jetzt, ohne dem Staate zu nützen, empfängt, auch dann noch empfangen, und dafür die Aufsicht über dasjenige führen, was gethan werden muß. Ohne also etwas hinzu oder davon zu thun, — eine Kleinigkeit abgerechnet — hebe ich die herrschende Unregelmäßigkeit auf, und führe die Ordnung in die Stadt zurück, indem ich für die Einnahme, für den Kriegsdienst, für die Gerechtigkeitspflege, für die Verwaltung dessen, was jeder seinem Alter und den Umständen nach thun kann, eine gewisse Regel festsetze. Aber keineswegs rathe ich, dem Unthätigen zuzutheilen, was dem Thätigen gebührt; nicht, hier in träger Unentschlossenheit müßig zu gehen und euch mit der Nachfrage zu begnügen, ob die Söldlinge dieses oder jenes Feldherrn gestiegen haben. Denn dieß ist der gegenwärtige Gang der Sachen. Auch ist es nicht meine Absicht, diejenigen herab zu setzen, die an eurer Statt einen Theil eurer Pflichten thun *), sondern ich wünsche, daß ihr dasjenige, was ihr an Andern achtet, für euch selbst thun und den Posten der Tugend nicht verlassen mögt, den eure Vorfahren durch so viele, so schöne und große Thaten errungen haben. — Dieß ist ungefähr das, was ich euch nützlich erachte; wählet nun, was dem Staate und euch Allen Vorthail bringen wird.

Dritte olynthische Rede.

Ich bin überzeugt, ihr Männer Athens, daß ihr bey dem Gegenstand eurer jetzigen Berathschlagungen die deutliche Erkenntniß des allgemeinen Besten den größten Reichthümern vorziehen würdet. Ihr müßt dennoch diejenigen, welche euch ra-

*) Die Mithesoldaten und ihre Anführer.

then wollen, mit Bereitwilligkeit anhören, und nicht nur den vorbereiteten Rath, welchen euch einige vortragen, annehmen; sondern es ist, meines Erachtens, ein ganz besonderes Glück, daß Manchem hier auf der Stelle vieles Ersprießliche einfällt, so daß ihr dann, aus allem zusammen genommen, leicht das Heilsamste auslesen könnt.

Nun scheint mir, o Männer Athens, die gegenwärtige Lage der Sachen selbst das Wort zu nehmen und euch zu ermahnen, Hand an jene Sache zu legen, wenn ihr anders für eure eigene Rettung sorgt; wir aber zeigen uns dabei, ich weiß selbst nicht wie? Meine Meinung ist, sogleich Hülfeleistung zu beschließen, und die schleunigsten Maßregeln zu treffen, um diese Hülfe wirklich zu leisten um nicht wieder in unsere ehemaligen Fehler zu fallen; ferner, eine Gesandtschaft abgehen zu lassen, um unsere Entschließung zu melden und unser Bestes zu berathen. Denn wir haben nichts so sehr zu fürchten, als daß dieser verschlagene Mann (Philippos), welcher jeden Umstand zu benutzen weiß, durch zweckmäßige Nachgiebigkeit auf der einen, durch Drohungen auf der andern Seite, — und seine Drohungen möchten allerdings Glauben verdienen! — durch Verleumdung unserer Plane, durch Benutzung unserer Abwesenheit, vor uns her träte, und die Lage der Sache zu seinem Vortheile anwende. Indessen, o ihr Männer Athens, ist wahrscheinlich der Umstand, welcher den Philippos zu einem so gefährlichen Gegner macht, für euch höchst ersprießlich. Denn dadurch, daß er in seinem Reiche alle öffentlichen und geheimen Angelegenheiten allein lenkt, daß er zugleich Feldherr, Gebiether und Schatzmeister, daß er überall selbst bey dem Heere gegenwärtig ist, hat er allerdings auf die rasche, zeitmäßige Ausführung seiner Plane ein großes Ubergewicht; aber auf seine Ausgleichung mit den Olynthiern, die er so gern zu Stande bringen möchte, haben dieselben Umstände einen ganz entgegen gesetzten Einfluß. Denn die Olynthier sind jetzt überzeugt, daß sie jetzt nicht um den Ruhm, nicht um ein Stück Landes streiten, sondern daß es der Zerstörung und Unterjochung ihres Vaterlandes gilt; sie wissen,

wie er den Amphipolitern lohnte, die ihm ihre Stadt verriethen, und den Pydnäern, die ihn bey sich aufnahmen. Und überhaupt wird die Monarchie wohl immer den Republiken verdächtig seyn müssen, vornehmlich wenn ihre Besitzungen sich so nahe berühren.

Wenn ihr nun dieses einseht, o ihr Männer Athens, und auch im übrigen solche Gesinnungen hegt, wie sie euch zukommen, so müßt ihr einen Entschluß fassen, euch anspornen, und den Krieg mit größerem Eifer als jemahls führen, indem ihr Beyträge zahlt, selbst in das Feld rückt und nichts unterläßt; denn es bleibt euch jetzt kein Grund oder Vorwand übrig, eure Pflicht nicht zu thun. Denn jetzt ist das, was ihr so oft betrieben habt, daß man die Feindseligkeiten der Olynthier gegen Philippos zum Ausbruch bringen müsse, endlich von selbst auf eine Art in Erfüllung gegangen, die euch ganz vorzüglich vortheilhaft ist. Denn hätten sie den Krieg auf euer Zureden angefangen, so würden sie vielleicht unsichere Bundesgenossen und nur auf einige Zeit also gesinnt gewesen seyn; nun sie ihn aber um der erlittenen Beleidigung willen hassen, so ist es wahrscheinlich, daß ihnen sowohl das, was sie fürchten, als das, was sie schon erlitten haben, eine dauernde Feindschaft einschleße. Eine so erwünschte Gelegenheit, ihr Männer Athens, dürfen wir nicht aus den Händen lassen, um nicht wieder in den Fehler zu gerathen, in welchen wir vormahls schon so oft gefallen sind. Denn hätten wir bey unserer Rückkehr von dem Unternehmen gegen Euböa, als wir die Gesandten der Amphipoliter, Hierax und Stratokles, hier fanden, die euch auf dieser nämlichen Stelle ermahnten, ihrem Vaterlande mit einer Flotte zu Hülfe zu kommen, hätten wir damahls für unser eigenes Beste den nämlichen Eifer gezeigt, mit welchem wir Euböa zu retten gesucht hatten: so würdet ihr damahls Amphipolis behauptet, und allen Unfällen, die wir nachher erfuhren, vorgebaut haben. Wären wir ferner damahls, als die Nachricht hierher kam, daß Pydna, Potidäa, Methone, Pegasä und andere Städte, die ich nicht alle einzeln aufzählen will, belagert wür-

den, sogleich der ersten, besten mit Eifer, und so wie es ziemte, zu Hülfe geeilt, so würde Philippos jetzt demüthiger und leichter zu behandeln seyn. Indem wir aber immer den gegenwärtigen Augenblick verabsäumten und uns mit der Hoffnung schmeichelten, die Zukunft werde sich von selbst nach unsern Wünschen fügen, so haben wir, o ihr Männer Athens, den Philippos mächtig gemacht, und ihn zu einem Ansehen erhoben, dergleichen noch kein König Makedoniens genossen hat. Jetzt aber ist der günstige Zeitpunkt gekommen, der Zeitpunkt, wo der von selbst ausgebrochene Krieg der Olynthier der Stadt eine Gelegenheit darbietet, welche keiner der vorerwähnten nachsteht. — Meiner Meinung nach, ihr Bürger Athens, muß sich jeder, der die Wohlthaten der Götter nach Würden schätzt, zu dem lebhaftesten Danke gegen sie verpflichtet glauben, wenn gleich vieles noch nicht so ist, wie es seyn sollte. Und mit Recht; denn der große Verlust, den wir im Kriege erlitten haben, kommt billig auf die Rechnung unserer Sorglosigkeit; daß uns dieß aber nicht schon längst begegnet ist, daß sich uns jetzt ein Bündniß darbietet, das, wenn wir es recht benützen, alle vorigen Übel wieder gut machen kann, müssen wir für das Werk der göttlichen Huld gegen uns ansehen. Aber mich dünkt, es ereignete sich hier, was sich bey dem Besitze des Vermögens ereignet. Wenn einer dasjenige zusammen hält, was er empfangen hat, so ist er dafür voll Dankes gegen das Glück; vergeudet er es aber unvermerkt, so vergeudet er damit auch zugleich das dankbare Andenken. Eben dieses zeigt sich auch bey politischen Angelegenheiten. Diejenigen, welche gute Eigenschaften nicht benützen, erinnern sich auch der glücklichen Ereignisse nicht, die sie der göttlichen Huld verdanken; denn gemeinlich ist es der letzte Ausschlag, nach welchem man alle vorhergehenden Momente beurtheilt und schätzt. Wir haben also, o ihr Männer Athens, gar sehr nöthig, das Künftige wohl zu bedenken, und durch ein weiseres Betragen die Schmach unserer vormahligen Handlungsweise auszulöschen. Wenn wir, o ihr Bürger Athens, auch diese Gesandtschaft keiner Aufmerksamkeit würdigen, und

Philippos auch Olynth erobert, so sagt mir, was kann ihn hindern, seine Waffen zu wenden, wohin er nur immer will? Erwägt wohl Einer von euch, o ihr Männer Athens, durch welche Mittel Philippos so mächtig geworden, er, der anfangs so schwach war? Zuerst nahm er Amphipolis ein, dann Pydna, dann Potidäa und Methone; hierauf rückte er in Thessalien ein. Nachdem er hier Pherä, Pagasä und Magnesia weggenommen und alle seine Wünsche erreicht hatte, brach er nach Thrakien auf. Während er hier einige Könige vertrieb, andere einsetzte, ward er krank *). Nachdem er von dieser Krankheit wieder hergestellt war, ergab er sich nicht der Trägheit, sondern griff sogleich die Olynthier an. Seine Feldzüge gegen die Illyrier, die Pöonier, den Aymbos, und viele andere, übergehe ich mit Stillschweigen. Warum aber, könnte Mancher fragen, erzählst du uns dieß? Um euch, o ihr Bürger Athens, zu zeigen, was man gewinnt, wenn man die einzelnen Momente der Begebenheiten vernachlässiget; ferner, um euch aufmerksam zu machen auf die Thätigkeit, welche der Makedonier in allen seinen Unternehmungen zeigt, die ihm gleichsam zur andern Natur geworden ist, und ihm nicht erlaubt, mit seinen bisherigen Thaten zufrieden, in Ruhm zu leben. Wenn er es sich nun zum Gesetze gemacht hat, immer weiter zu gehen, ihr hingegen, immer still zu sitzen und nichts mit Nachdruck zu betreiben, so erwägt, was ihr am Ende davon erwarten dürft. Bey den Göttern, wer von euch ist so stumpfsinnig, um nicht einzusehen, daß, wenn wir nicht das unserige thun, der Krieg von dort her zu uns kommen wird? Sollte aber dieses geschehen, ihr Männer Athens, so fürchte ich, wir werden das Schicksal der Verschwender haben, die auf hohe Zinsen leihen, eine kurze Zeit in Gemächlichkeit leben, und am Ende ihr ganzes Vermögen verloren sehen. Denn wenn wir uns fernerhin so sorglos zeigen, und in allem nur unser Vergnügen vor Augen haben, so werden wir bald in eine harte Nothwendigkeit gerathen, und

*) Nach der Belagerung von Methone, wo er ein Auge verlor.

unsere Besitzungen in unserem eigenen Lande vertheidigen müssen.

Hier wird nun vielleicht Mancher sagen, nichts sey leichter, als zu tadeln; aber die Pflicht eines guten Rathgebers sey, zu zeigen, was man zu thun habe. Nun ist mir zwar nicht unbekannt, ihr Bürger Athens, daß, wenn eine Sache gegen eure Wünsche ausfällt, ihr nicht die Urheber des Übels, sondern die Redner, welche zuletzt gesprochen haben, mit eurem Zorne verfolgt; indessen würde ich es doch für Unrecht halten, aus Rücksicht auf eigene Sicherheit dasjenige zu unterdrücken, was ich für euer Bestes erachte. Ich behaupte also, daß die Umstände eine doppelte Hülfsleistung nöthig machen; erstlich müßt ihr die Städte der Olynthier schützen und in dieser Absicht Truppen marschiren lassen; ferner müßt ihr sein eigenes Land mit einem zweyten Heere und einer Flotte beunruhigen. Unterlaßt ihr eines von beyden, so fürchte ich, daß euer Feldzug ganz vergeblich seyn wird. Denn wenn ihr euch damit begnügt, sein Land zu beunruhigen, so wird er dieß vielleicht geschehen lassen, bis er Meister von Olynthos ist, und dann zurück kehren und seine Besitzungen mit leichter Mühe vertheidigen. Wollt ihr aber nur noch Olynthos Hülfe senden, so wird er, wenn er in seiner Heimath nichts zu fürchten hat, die Belagerung mit Eifer und Standhaftigkeit fortsetzen und mit der Zeit die Belagerten zur Übergabe zwingen. Die Hülfe muß also beträglich und doppelt seyn. Dieß ist mein Rath in Rücksicht auf diesen Gegenstand. Was aber die erforderlichen Summen betrifft, so habt ihr zur Unterstützung des Krieges so viel Geld als irgend ein anderes Volk. Dieses Geld vertheilt ihr jetzt nach Willkühr; wenn ihr dieses nun den Streitenden zurück gebt, so bedarf es keiner neuen Hülfsquellen; wo nicht, so bedarf es derselben, oder ihr habt dann vielmehr gar keinen Fond. Wie nun? wird hier vielleicht Mancher fragen, du schlägst also ein Decret vor, diese Gelder zu den Kriegskosten anzuwenden? Nein, fürwahr nicht! Denn ich behaupte, daß wir ein Heer ausrüsten müssen, daß diese Gelder den Soldaten gehören,

und daß Belohnungen empfangen und das Erforderliche thun unzertrennliche Dinge sind; während ihr diese Gelder ohne Mühe für Feste und Vergnügungen empfangt. Es bleibt also nichts übrig, als daß Alle Beyträge liefern; wenn viel Geld nöthig ist, viele, wenn wenig hinreicht, nur wenige. Aber Geld bedürfen wir auf alle Weise, und ohne Geld können wir das Nöthige nicht ausführen. Andere schlagen euch andere Hülfquellen vor, unter denen ihr wählen mögt, was euch am nützlichsten dünkt; aber leget die Hand an das Werk, so lange es noch Zeit ist.

Es ist nun auch der Mühe werth, die Lage unsers Feindes in Erwägung zu ziehen. Denn es wird sich bey einer genauen Betrachtung zeigen, daß sie keineswegs so günstig und glänzend ist, als Mancher wohl glauben und behaupten mag; ja, er würde diesen Krieg gar nicht unternommen haben, wenn er geglaubt hätte, ihn führen zu müssen. Aber er hoffte, daß, wenn er sich nur zeigte, alles ihm zufallen würde; und nun sieht er sich in dieser Erwartung getäuscht. Aber nicht nur dieses unerwartete Ereigniß beunruhigt ihn und schlägt seinen Muth nieder, sondern auch das Betragen der Thessalier. Dieses Volk, welches von Natur wankelmüthig ist, und immer diesen Charakter gegen alle Menschen zeigte, zeigt sich jetzt ganz vorzüglich gegen ihn so; denn sie haben beschlossen, ihm Pagasa wieder abzufordern, und widersezen sich der Befestigung von Magnesia. Auch habe ich von Einigen gehört, daß sie ihm nicht mehr die Einkünfte von ihren Häfen und Marktpläzen zukommen lassen wollen, weil diese zur Befriedigung der Staatsbedürfnisse Thessaliens, nicht aber für die Habsucht des Königs bestimmt wären. Wenn ihm aber diese Einkünfte abgeschnitten werden sollten, so würde er mit der Unterhaltung seiner Söldlinge in großes Gedränge gerathen. Man kann ferner nicht zweifeln, daß auch die Paonier, die Illyrier, kurz, alle diese Völker lieber frey als Sklaven seyn möchten; denn sie sind nicht an Gehorsam gewöhnt, und er ist, wie man sagt, ein sehr übermüthiger Gebiether. Und dieß ist auch in der That nicht unwahrscheinlich; denn übermäßiges und unverdientes Glück erzeugt in thörichten Gemüthern Übermuth;

und es scheint daher gemeiniglich weit schwerer, ein Gut zu erhalten als es zu erwerben. Seht also, o ihr Männer Athens, diese Nachtheile in der Lage des Königs als Gewinn für euch an! Kommt den Umständen zu Hülfe, ordnet Gesandte ab, ergreift selbst die Waffen, und fordert Andere zur Theilnahme auf! Denn wenn euch Philippos in einer solchen Lage fände, wenn er einen Feind in eurer Nachbarschaft sähe, wie rasch würde er euch nicht angreifen! Und wie würdet ihr euch schämen müssen, nicht gegen ihn zu wagen, was er in einem ähnlichen Falle gegen euch wagen würde, da sich euch jetzt die erwünschteste Gelegenheit dazu anbietet! Auch kann euch, o ihr Männer Athens, nicht verborgen seyn, daß euch keine Wahl übrig bleibt, als entweder in seinem Lande, oder hier in euern Gränzen mit ihm Krieg zu führen. Wenn sich Olynthos hält, so werdet ihr ihn dort bekriegen, und sein eigenes Land ohne Gefahr angreifen und verwüsten; führt aber Philippos dort seine Absicht aus, wer soll ihn dann hindern, hierher zu marschiren? Die Thebaner? Sollte es wohl zu hart seyn, zu glauben, daß diese lieber selbst mit ihm eindringen möchten? Die Phokenser? Die ohne euern Beystand nicht einmahl ihr eigenes Land zu schützen vermögen. Oder wer sonst? — Aber, Freund, wird Mancher sagen, er wird dieß gar nicht wollen. In der That, dieß wäre die unerwartetste Erscheinung von der Welt, wenn Philippos einen Plan, den er schon jetzt, mit der Gefahr, für einen Thoren zu gelten, verräth, dann nicht ausführen wollte, wenn er die Mittel dazu in den Händen hat. Aber welcher Unterschied es sey, den Krieg hier oder dort zu führen, bedarf keiner weitern Erörterung. Denn sollten wir nur dreßzig Tage lang außer der Stadt im Felde liegen, und alles, was ein Feldlager nöthig hat, aus dem Lande selbst nehmen müssen, auch ohne daß ein Feind in demselben zu finden wäre, so würde dieß, denke ich, euern Landleuten mehr Schaden bringen, als die sämmtlichen Kosten in dem vorigen Kriege betragen haben. Wie groß wird aber dieser Schade erst dann seyn, wenn dieses Land der Schauplatz des Krieges wird! Und hierzu wird dann noch der

U bermuth kommen und die Schande, welche rechtlichen Leuten schlimmer dünkt, als jeder Schaden.

In Erwägung dieser Umstände müßt ihr euch alle gemeinschaftlich bemühen, den Krieg von uns abzuwenden und in das Land eures Feindes zu spielen. Die Reichen, um durch eine kleine Aufopferung von ihren Gütern das Übrige in Ruhe zu genießen; die waffenfähigen Jünglinge, um durch die Erfahrung, die sie in Philippos Lande sammeln, furchtbare Vertheidiger ihres unverletzten Vaterlandes zu werden; die Redner, um sich die Verantwortlichkeit über ihre Staatsverwaltung zu erleichtern; denn immer werdet ihr die Handlungen derselben nach der Beschaffenheit eurer Lage beurtheilen. Möchte doch diese durch gemeinschaftliche Beywirkung recht glücklich werden!

Rede des Catulus gegen das gabinische Gesetz*).

(Aus Sallusts römischer Geschichte nach de Brosses von Schlütter.)

Quiriten! Die Liebe, die ich, wie ihr wißt, für euch und für das Vaterland hege, fordert von mir, daß ich in Betreff des öffentlichen Wohles frey zu euch rede; und ohne Zweifel werdet ihr heute nichts anderes von mir erwarten. Höret mich also ruhig an! denn in dem Tumulte, den man erregt hat, habt ihr euer Bestes, und also, was sich für euch geziemt, weder beherzigen noch unterscheiden können.

Zuerst frage ich euch, ob es euren Gesetzen angemessen, zweitens, ob es klug sey, einer und derselben Person unablässig so viel Ämter und so viel Gewalt zu übertragen? Habt ihr der sechs Consulate des Marius und der Dictatur des Sulla schon vergessen? Erinnert ihr euch nicht mehr, welchen Einfluß die übermäßige Gewalt auf den Charakter dieser Männer gehabt hat? Nicht,

*) Der Volkstribun Gabinus brachte ein Gesetz in Vorschlag, daß dem Pompejus im Kriege gegen die Seeräuber das Ober-Commando mit unumschränkter Gewalt auf drey Jahre übertragen werden sollte. Catulus, damahls Consular und erster Senator hielt dagegen diese Rede.

daß ich den Pompejus mit diesen vergleichen wollte! Aber ihr seht, was geschieht, wenn ihr weise Einrichtungen verlegt, und ihr habt erfahren, daß selbst die Verständigsten sich nicht gern wieder einer höhern Gewalt unterwerfen, nachdem sie selbst gar zu lange den Oberherrn gespielt haben.

Das gegenwärtige Unternehmen ist mit zu viel Ruhm und Beschwerden verknüpft, als daß man nicht Früchte und Mühe theilen sollte. Betrachtet ihr es als Arbeit? Niemand ist davon frey; als Ehre? jeder hat das Recht, darnach zu streben, und zwar gemäß der republikanischen Gleichheit. Jeder Bürger ist verpflichtet, nach Vermögen dem Staate zu dienen, der ihm seiner Seits diejenige Achtung schuldig ist, welche seinem Dienste entspricht. Dazu kommt: wenn ihr euch immer nur eines einzigen Mannes bedient, so seyd ihr ungerecht gegen Alle, und thut euch selbst großen Schaden. Ihr hemmt dadurch jedes edle Bestreben. Geschäfte und Ämter unter diejenigen, die dafür gemacht sind, vertheilen, das ist das einzige Mittel, sie zu ermuntern, sich der Ehrenstellen würdig zu machen. Nur dadurch verschafft ihr dem Staate eine Anzahl tüchtiger Männer. Wer, wie Catinus, uns zu verstehen gibt, Pompejus sey unter euch der Einzige, welcher das Commando führen könne, der sagt euch auf eine unhöflichere Art, daß er keinen andern Oberbefehlshaber will, als ihn. Man könnte euch vorstellen, daß selbst in dem Falle, wenn man hier nothwendig den Pompejus brauchen müßte, Staatsklugheit und das Gesetz noch Anstand nehmen würden. Aber ihn allein brauchen! Warum wählt ihr denn jährlich eure Obern? Etwa, damit sie auf der Straße mit den Zeichen ihrer Würde prangend einherschreiten, oder daß sie die von euch ihnen erteilte Gewalt wirklich ausüben? Wenn hier diese, die gewöhnliche, nicht hinreicht, so haben die Gesetze auf den Fall eine andere, nämlich die Dictatur, erlaubt. Bey derselben ist doch wenigstens die Gränze bestimmt, daß sie nicht über sechs Monathe dauern, und nicht außerhalb Italien ausgeübt werden könne. Aber ich merke, wie der böse Rahme Dictator, der an den Sulla erinnert, euch empört.

Gleichwohl wollt ihr auf drey nach einander folgende Jahre einem einzigen Manne eure unumschränkte Gewalt ertheilen, nicht nur über Italien, sondern über alle Meere, alle Inseln, alle Küsten, über so viele unglückliche Völker, die schon durch ungeheure Erpressungen zu Grunde gerichtet, des ewigen Drucks endlich müde, nur zu geneigt sind, das Joch endlich abzuschütteln. Ha! Wer weiß nicht, daß der, welcher Alles kann, was er will, selbst mit dem redlichsten Herzen, nur zu bald mehr will, als er soll? Was wird aus der Republik werden, wenn eines Tages ein Bürger, der gleich mächtig, gleich angesehen, nur weniger edel ist, eines solchen Beyspiels sich zu seinem Vortheil, für seine Privat-Absichten bediente? Gewöhnlich ist das die Folge, wenn man die Gesetze übertreft. Wenn das Vertrauen, welches man auf das Verdienst und auf die Geschicklichkeit eines einzelnen Mannes setzt, nicht mehr durch diese begrenzt wird, so bekleidet man ihn in dringender Noth, zum Nutzen des gemeinen Wesens, mit einer außerordentlichen Gewalt; und wiewohl dieses blinde Hingeben zuweilen nützlich oder nothwendig seyn mag, so ist es als Beyspiel darum nicht minder gefährlich. Es dient dem Ehrsuchtigen, der schlechte Absichten hat, zum Vorwande, ein anderes Mahl Vorzüge zu begehren, die man nur dem rechtschaffenen Bürger glaubt bewilligen zu dürfen. Durch dieselbe Gewalt, womit der Biedermann das Vaterland gerettet hat, richtet der Bösewicht es zu Grunde.

Jetzt bedenkt, ob es möglich sey, daß ein einzelner Mann so weit reiche, über so viele Länder und Meere, von Italien bis nach Cilicien, von Griechenland bis nach Syrien, von Spanien bis an den Taurus. Die Seeräuber kreuzen auf allen Meeren. Überall verfolgt, flüchten sie nach allen Ländern, selbst nach denjenigen, die es weder mit ihnen noch mit uns halten, wohin man ihnen alsdann folgen muß. Dazu langt nicht Eine Flotte, nicht Ein Heer, nicht Ein Anführer hin. Man gibt dieses zu; und Gabinus sagt uns: Der Anführer sollte eine Menge Unterbefehlshaber wählen, Legionen auf die Beine bringen, und Flotten ausrüsten. Gut! Aber warum, Quiriten, wählt Ihr denn

diese Unterbefehlshaber nicht? warum trifft Ihr nicht diese Anstalten selbst? Die, welchen Ihr unmittelbar eure Gewalt übertragen hättet, würden mit ganz anderer Sorgfalt, mit ganz anderem Eifer ihr Geschäft verrichten, wenn Alles auf ihre eigene Rechnung käme, wenn der Ruhm oder die Schande von dem Erfolge ganz auf sie zurück fiel: denn bekanntlich hat der Befehlshaber immer die meiste Ehre von dem, was die Untergebenen gethan haben.

Was ich euch hier vorstelle, stimmt nicht bloß mit euren Gebräuchen und Gesetzen überein, sondern bedenket einmahl, wie ihr durch das, was ihr thun wollt, mit einem einzigen Worte, unter dem Vorwande, den Streifereyen der Seeräuber ein Ende zu machen, alle obrigkeitlichen Ämter in Italien, alle Statthalterschaften in den auswärtigen Provinzen, aufhebt! Da seht also den Pompejus als Dictator in Italien, auf sechs-mahl längere Zeit, als für die Dictatur bestimmt ist, und zugleich als obersten Befehlshaber auf allen unsern Meeren, als Statthalter von allen unsern Provinzen! In der That, was bleibt wohl euren Proconsuln und Proprätorn übrig, wenn ihr fünfzig Meilen festes Land, überall von der Küste an gerechnet, von ihren Provinzen abzieht? Und wenn auch nach dieser Zertheilung noch etwas bleibt, wie will man die Gränzen ihres Gebiethes bestimmen, um den Streitigkeiten zuvor zu kommen, die hier Eifersucht natürlicher Weise veranlassen muß? Wahrlich, Quiriten, es heißt den Kräften der menschlichen Natur viel zutrauen, wenn man glaubt, es gebe persönliches Verdienst, das einer solchen Belohnung würdig sey, oder Fähigkeiten, wodurch ein einzelner Mann ein solches Geschäft bestreiten könne. Ich kenne die Talente des Pompejus nach ihrem ganzen Umfange. Niemand hat sie besser und früher unterschieden. Niemand hat, wie ihr wißt, mehr dazu beygetragen, als ich, daß er von seiner ersten Jugend an mit so großen, so ungewöhnlichen Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Niemand wird euch lieber vor Augen stellen, was er während der bürgerlichen Kriege, was er als Feldherr in Afrika und in Spanien gethan;

wie er zwey Triumphe gehalten hat, ehe er noch Senator war; wie er sich zu dem Consulat empor schwang, ohne die Stufen zu betreten, welche zu dieser höchsten Ehrenstelle führen. Ganz gewiß, niemand erinnert mit mehr Vergnügen daran, wie sehr er von Sulla geschätzt wurde; daß bey seiner Annäherung der Dictator vom Pferde stieg, sich von seinem Stuhle erhob, und das Haupt entblößte; daß Er es ist, den ihr schon als Jüngling von zwanzig Jahren, mit allgemeinem Beyfall von unserer Seite, den Großen genannt habt. Wo ist ein Anderer, den das römische Volk jemahls mit solchen Gunstbezeugungen erfreute? So viel Ehre und Ruhm mußte ihm genügen, falls sein Ehrgeiz nicht unersättlich ist. Ich schätze ihn zu sehr, um dieß zu vermuthen; gleichwohl bemerke ich oft, daß man den Ruhm seines Namens fürchtet. Ist es wohl klug, sagt man, eine und dieselbe Person, so groß auch ihre Verdienste seyn mögen, beständig, ohne Maß und Ziel, mit Ehre und Macht zu überhäufen? Schon ist er, nach der Meinung verständiger Männer, für einen Freystaat, wo diejenigen, die am Ruder sind, vor allem einer zu großen Ungleichheit der Bürger vorbeugen müssen, zu hoch erhoben worden. Nicht so groß war diejenige, die in unserem Staate die schrecklichen Revolutionen veranlaßte, woran wir ohne Grauen nicht denken können. Gewiß ist von seiner Seite so etwas nicht zu befürchten. Aber was läßt nicht der blinde Ungestüm seiner unbesonnenen Anhänger erwarten, die, in beständiger Bewegung, Tag und Nacht geschäftig sind, alle Tribune auf ihre Seite zu bringen; was nicht von den offenbaren Kunstgriffen eines nicht weniger unbescheidenen als verwegenen Tribuns, der, wie es scheint, den Sulpitius oder den Saturninus sich zum Muster gewählt hat? Ich sehe, wie er euch drängt, ihm etwas Unerhörtes zu bewilligen. Wenn ihm das, was er vorschlägt, nach seinem ganzen Umfange, so ohne alle Einschränkung, wider alle Gesetze, wider alle Gewohnheiten, zugestanden wird, was fehlt dann dem Pompejus, um Rom und den ganzen Erdbreis nach Willkühr zu beherrschen? Nichts, als daß er es wolle.

Das ist es, Quiriten, was ich sagen höre. Ich will nicht untersuchen, ob dieß übertriebene Furcht genannt zu werden verdiene, oder nicht. Nur Eines will ich bemerken, was euch, wie mir dünkt, hätte auffallen müssen. Ihr liebet den Pompejus. Durch Liebe und Dankbarkeit habt ihr seine Dienste vergütet. Ihr seht ein, wie viel dem Staate an seiner Erhaltung gelegen ist; wie sein Rath und seine Tugenden fast unentbehrlich geworden sind. Ihr betrachtet ihn als die sicherste Hülfe in allen gefährlichen Umständen. Ihr zittert, wenn ihr daran denkt, wie viel Schlachten er geliefert, wie viel Kriege er geendiget, in wie vielen Gefahren er sich befunden hat. Nun seht ihr eine Gelegenheit, wo alle Beschwerden, alle Gefahren sich vereinigen. Und ihr wollt ihn, den Gegenstand eurer Liebe, den Mann, worauf die Wohlfahrt des Staates beruht, auf's neue der veränderlichen Laune des Glückes preis geben, wodurch ihr gewisser Maßen eure eigene Dankbarkeit Lügen straft? Sagt mir, ist das recht? ist das weise? Wenn dem Pompejus etwas Menschliches begegnete; wenn ihr ihn einbüßen solltet: wen, frag' ich, werdet ihr an seiner Stelle haben *)?

Cicero's Rede für den Ligarius,

(Übersetzt von Dr. Jenisch.) **)

Inhalt.

Q. Tubero hat den Ligarius bey dem Dictator Cäsar angeklagt, daß er ehemals Parthey gegen den Cäsar genommen. Cicero sucht die Schuldlosigkeit des Ligarius darzuthun; läßt

*) So sprach Catulus; und die ganze Versammlung rief einstimmig: „Dich, Catulus!“ — Dieser, auf eine so schmeichelhafte Art, die ihn mit zwey Worten dem großen Pompejus gleich setzte, in seiner Rede unterbrochen, und wo nicht durch diesen Beweis von Achtung gerührt, doch nunmehr überzeugt, daß er nichts ausrichten könne, — schwieg, und zog sich zurück.

**) „Diese Rede,“ sagt der rühmlichst bekannte Übersetzer, „ist in der feinsten und edelsten Manier des Cicero gearbeitet. Sie

sich's aber vorzüglich angelegen seyn, den Q. Tubero, der selbst vom Cäsar wegen seiner ehemaligen Parteynahme gegen ihn Verzeihung erhalten hatte, tief zu beschämen. Ubrigens erwartet er die Losspredung des Ligarius einzig von der Gnade des Dictators.

* * *

Ein neues und bis auf diesen Tag unerhörtes Verbrechen, Cajus Cäsar, hat mein Verwandter Q. Tubero bey dir angegeben, und C. Pansa, ein Mann von Talent, hat vielleicht bloß im Vertrauen auf den freundschaftlichen Umgang, welchen du mit ihm unterhältst, den Kühnmuth gehabt, dieß Verbrechen einzugesiehen. Was ich, bey so bewandter Sache, für den Angeklagten zu thun habe, leuchtet mir selbst nicht ein.

Denn da du dieß weder durch dich selbst wissen, noch durch Andere davon unterrichtet seyn konntest: so war ich mit dem Vorsatz hierher gekommen, mich deiner Unwissenheit zum Vortheil des unglücklichen Mannes zu bedienen.

Weil nun aber durch die Spähkunst des Anklägers das Verbrechen an's Licht hervor gezogen worden, so muß ich, dünkt mich, die Anklage eingestehen; insbesondere, da mein werther Freund Pansa mir hierin die Hände gebunden, so daß ich, mit Hintansetzung aller Gegenbeweise, meine Rede einzig an dein Mitleid richten muß, durch welches so viele sind erhalten worden, indem sie von dir nicht Freysprechung strafbarer Schuld, sondern Verzeihung wegen eines Irrthums erlangt haben.

Da hast du also, Tubero, was ein Ankläger am meisten wünschen kann, einen Angeklagten, der sich schuldig erkennt, doch nur in so fern schuldig erkennt, daß er auf keiner andern, als auf der Seite derer gewesen, mit welchen es du, Tubero, mit welchen es ein so würdiger Mann, als dein Vater, gehalten.

ist ein Muster von Urbanität. In allen übrigen Reden gibt es kein Seitenstück zu der kunstvollen, ironisch-schonenden, aber dadurch nur desto brennenderen Beschämung des Anklägers, Tubero.

Ehe ihr daher den Ligarius einer Verschuldung bezüchtiget, müßet ihr erst euer eigenes Vergehen eingestehen.

Denn Q. Ligarius ging zu einer Zeit, wo man nichts weniger als einen Krieg vermuthete, mit dem C. Considius, als sein Legat, nach Afrika. In dieser Stelle erwarb er sich das Zutrauen der Römer und der Bundesgenossen so einzig, daß Considius, bey seinem Abzuge aus der Provinz, den Wünschen der Einwohner entgegen gehandelt haben würde, hätte er (während seiner Abwesenheit) einem Andern die Provinz übergeben wollen. Auf diese Art erhielt Ligarius, nachdem er sich lange vergebens geweigert, wider seine eigenen Wünsche, die Verwaltung derselben, wo er sich dann auch, während des Friedens, so betrug, daß seine Unsträflichkeit und Rechtschaffenheit ihn den Römern, wie den Bundesgenossen, höchst schätzbar machte.

Plötzlich loderte nun die Flamme des Krieges auf; und die in Afrika erfuhren eher den Ausbruch derselben, als die Rüstung dazu. Auf die Nachricht davon suchten sie, einige aus unbedachtsamer Hitze, andere aus blinder Furcht, einen Anführer, erst als Retter ihres Lebens, bald aber als Oberhaupt einer Partey, unterdeß Ligarius, einzig mit seiner Rückreise beschäftigt, und sich nach den Seinigen sehnend, jeden Antrag von sich wies.

Bald aber kam P. Atilius Varus, der als Prätor Afrika verwaltet hatte, nach Utica. Diesem strömte sogleich Alles zu. Und er übernahm auch, mit nicht geringer Heißgier, den Oberbefehl; wenn es anders Oberbefehl heißen kann, was einem Manne ohne öffentliches Amt durch das Geschrey einer unwissenden Menge, und ohne alle Zustimmung des Senats, übertragen ward. Durch die Ankunft des Varus blieb also Ligarius, welcher aller Verwickelungen dieser Art überhoben seyn wollte, eine Weile in Ruhe.

Bis hierher also, Cäsar, ist Q. Ligarius außer aller Schuld; er verließ das väterliche Haus nicht nur nicht mit der Absicht, in den Krieg zu ziehen, sondern nicht einmahl mit der entfer-

testen Ahnung von Krieg; als Legat im Frieden abreisend, benahm er sich in der friedseligsten Provinz auf eine Art, daß die Fortdauer des Friedens ihm nicht anders als nützlich seyn konnte. Seine Abreise in die Provinz kann dir also nicht mißfallen. Aber kann es vielleicht sein Dabeimbleiben? Viel weniger. Denn zu der Abreise bestimmte ihn ein vorwurfsfreier Entschluß, zum Dableiben eine ehrende Nothwendigkeit.

Diese beyden Zeitabschnitte sind also mit keinem Verbrechen besetzt: einer, da er als Legat abreiste; der andere, da ihm, von der Provinz ersleht, die Zwischenregierung von Afrika übergeben ward. Der dritte Abschnitt ist der, wo er, nach der Ankunft des Varus, in Afrika blieb; ist dieß ein Verbrechen, so ist's ein Verbrechen aus Nothwendigkeit, nicht aus Vorsatz. Oder hätte er, wär's ihm möglich gewesen, auf irgend eine Art von dort wegzukommen, lieber in Utica seyn wollen, als in Rom, lieber in der Gesellschaft eines P. Atilius, als seiner ihn herzlich liebenden Brüder, lieber in der Fremde, als bey den Seinigen? Da schon während der Amtsverwaltung in der Provinz ungemeine Bruderliebe sein Herz mit Sehnsucht und Unruhe erfüllt hatte: wär' es ihm möglich gewesen, sich mit Gleichgültigkeit durch eine verschiedene Kriegspartei von seinen Brüdern getrennt zu sehen?

So hast du dann, Cäsar, auch bis hierher kein Zeichen einer von dir entfremdeten Gesinnung des Ligarius.

Bemerke, ich bitte dich, mit welcher Aufrichtigkeit ich seine Sache vertheidige, indem ich meine eigene bloß gebe. Der bewundernswürdigen Güte, würdig, mit allen Lobsprüchen gepriesen, durch allerley Denkmähler verewigt zu werden! M. Cicero vertheidigt einen Andern bey Dir dadurch, daß er behauptet, derselbe sey nicht des Sinnes gewesen, dessen er selbst gewesen zu seyn gesteht; und fürchtet nicht, was du darüber bey dir selbst denkst; und scheuet nicht, woran du, indem du von einem Andern reden hörst, in Hinsicht auf ihn selbst er-

innert werden könntest. Siehe doch, wie gar ich mich nicht scheue; sieh, mit wie vollem Glanze mir, indem ich von dir rede, der Adel deiner Gesinnungen und deiner Weisheit entgegen strahlt! Ich will meine Stimme erheben, so laut ich kann, daß das ganze römische Volk vernehme, was ich jetzt sagen will.

„Als der Krieg schon angefangen, ja zum Theile schon geführt war, ging ich, ohne alle gewaltsame Veranlassung, nach selbstbestimmten Entschluß und Willen, zu demselben Kriegsheere hin, das wider dich in den Waffen stand.“

Und von wem rede ich dieß? Von keinem Andern, als von dem, der, ob er dieß gleich wußte, dennoch mich, eh' er mich sah, dem Staate wiedergab; der aus Ägypten Briefe an mich schrieb, ich sollte seyn, wer ich immer gewesen war; der, da er in dem ganzen römischen Reich der einzige höchste Befehlshaber war, mir erlaubte, der nächste nach ihm zu seyn: mit dessen Vergünstigung, die mir eben dieser C. Pansa überbrachte, ich meine Lorber-Fasces so lange behielt, als ich sie tragen zu können glaubte; der alsdann erst mir meine Wohlfahrt zu schenken glaubte, wenn er sie mir, von keiner meiner Würden entblößt, schenkte. Siehe doch, Tubero, ob ich, der ich kein Bedenken trage, öffentlich zu gestehen, was ich gethan, nicht den Kühnmuth haben dürfe, zu gestehen, was Ligarius gethan.

Dieß hab' ich einzig deswegen nur gesagt, damit Tubero mir, wenn ich von ihm dasselbe sagte, verzeihen möchte; er, dessen edler Ruhmgier und Betriebsamkeit in öffentlichen Geschäften ich den glücklichsten Erfolg wünsche, theils wegen meiner nahen Verwandtschaft mit ihm, theils, weil ich mich seines Talents und seiner Beschäftigungen freue, theils weil ich glaube, das Lob eines mir so nahe verwandten Jünglings fließe auch einiger Maßen auf mich zurück. Dessen ungeachtet frag' ich: wer es denn für ein Verbrechen halten kann, daß Ligarius in Afrika gewesen? Kein Anderer nämlich, als der selbst in demselben Afrika hat seyn wollen, der dann sich darüber beschwert, daß Ligarius ihn daran gehindert; und der endlich ganz ungezweifelt ge-

gen Cäsar selbst die Waffen geführt. Denn, mein Tubero, was wollte jenes dein entblößtes Schwert in der pharsalischen Schlacht? Wider wessen Körper war die Spitze desselben gekehrt? Welches war das Ziel deiner Waffen? Was beabsichtigtest du? Was funkelte in deinen Augen? drohte in deiner Hand? kochte in dem brennenden Herzen? Was begehrtest, was wünschtest du? Aber ich dringe zu hart in ihn: der junge Mann scheint bestürzt; ich will auf mich selbst zurück kommen: auch ich war in demselben Heer, in denselben Waffen. Was war denn aber, Tubero, unser Vorsatz anders, als daß wir die Macht erlangen möchten, die Cäsar jetzt hat. Aber sollten denn Leute, deren Befreyung von aller Ahndung ein Lob deiner Güte, o Cäsar, ist, durch Anklagen dich zur Grausamkeit aufreizen?

Doch bey dieser Klagsache vermiße ich zum Theil auch deine Einsicht, mein Tubero, noch mehr aber die deines Vaters: daß nämlich ein Mann von Talenten und Geschäftskenntnissen nicht eingesehen hat, was dieß eigentlich für eine Gattung von Klagsache ist? Denn hätte er sich davon gehörig durchdrungen, so würde er dir gewiß gerathen haben, auf jede Art lieber, als auf diese, in der Sache zu verfahren.

Du beschuldigst einen Mann, der sich schuldig gibt. Aber das ist noch nicht genug. Du verklagst einen, dessen Sache entweder, wie ich behaupte, besser, als die deinige, oder, wie du willst, der deinigen gleich ist. Das ist sonderbar genug: aber moralisch-abenteuerlich ist es, was ich nun sagen werde. Jene deine Anklage beabsichtigt nicht, daß Ligarius für schuldig erklärt, sondern daß ihm das Leben geraubt werde. Eine solche Anklage hat noch kein römischer Bürger vor dir angestellt; das sind nicht Römersitten: nur leichtsinniger Griechen- oder unmenschlicher Barbarenhaß pflegt bis zum Blutdurst zu entbrennen. Denn was willst du anders sonst mit deiner Klage? Etwa, daß Ligarius nicht in Rom seyn soll? daß er seiner Familie entbehren soll? daß er des Umgangs seiner guten Brüder, seines Vetzters, und des unsrigen nicht genießen? daß er sein Vaterland meiden soll? Aber ist er denn im Vaterlande? Kann er der genannten, un-

schätzbaren Güter mehr entbehren, als er ihrer schon entbehrt? Er darf nicht nach Italien kommen: er ist aus demselben verbannt. Du willst ihn also nicht des Vaterlands berauben, dessen er schon beraubt ist: sondern — des Lebens.

Aber darauf hat noch niemand gerichtlich angetragen, nicht einmahl unter dem Dictator (Sylla), welcher alle, die er haßte, am Leben strafte: er selbst, ohne Betrieb irgend eines Anklägers, gebot die Todtschläge, und lud durch ausgesetzte Belohnungen dazu ein; eine Grausamkeit, die jedoch einige Jahre darauf von dem, den du nun zur Grausamkeit aufreizen willst, strenge geahndet worden.

„Aber,“ wirst du sagen, „das begehrt' ich keineswegs.“ — Ich glaub' es selbst, mein Tubero; denn ich kenne dich, ich kenne deinen Vater, ich kenne dein Hans und euren angestammten Ruhm: es ist mir bekannt, wie allen Gliedern eurer Familie Tugend, Menschenliebe, Kenntniß mannigfaltiger Wissenschaften und Künste, von jeher Gegenstände des edeln Wettseifers waren. Ich weiß es daher auch gewiß, daß ihr nicht blutdürstig seyd: aber ihr beachtet die Klage nur nicht nach ihrer vollen Wichtigkeit. Denn die Sache spricht es, daß euch die Strafe, unter welcher Ligarius jetzt noch leidet, nicht zu genügen scheint. Welche andere gibt es denn aber, als den Tod? Denn ist er im Exil, wie er's ist, was fordert ihr mehr? daß ihm nicht verziehen werde? Aber das ist noch viel bitterer und feindseliger.

Was wir, in Cäsars Hause, mit Bitten und Thränen, zu seinen Füßen liegend, erslehen, nicht sowohl unserer Sache, als seiner Menschenfreundlichkeit vertrauend, dieß zu erlangen, willst du uns entgegen seyn? willst mitten in unserem Geschluchze in's Zimmer herein brechen? willst uns, zu seinen Füßen liegend, verhindern, unsere flehentlichen Bitten vorzutragen?

Gesetzt, du wärest, indem wir dieß in Cäsars Hause thaten, wie wir's auch wirklich gethan, und, hoffentlich nicht umsonst gethan, plötzlich herein gestürzt, und hättest aufgeschrien: „Verzeihe ihnen nicht, Cäsar! laß das Flehen der Brüder für das

Leben des Bruders nicht bis in dein Herz bringen!" Gesezt, du hättest dich so vernehmen lassen: müßtest du nicht alle Menschlichkeit abgelegt haben? Aber dem, was wir im Hause bitten, dich hier im öffentlichen Gericht entgegen zu sezen, und, bey dem Leiden so vieler Personen, die einzige Quelle des Mitleids verstopfen — um wie viel härter ist dieß nicht?

Ich will ohne Hehl sagen, was ich denke. Wäre bey diesem deinem großen Glück, o Cäsar, deine Sanftmuth nicht gerade so groß, als du sie uns nun aus eigenen, bloß aus eigenen Beweggründen (ich weiß, was ich sage) erfahren lässest: jener dein Sieg würde ein Heer der trauerreichsten Folgen im Geleite haben. Denn wie viele würden sich unter den Siegern finden, die dir gerne grausame Gesinnungen einflößen möchten? Da selbst unter den Besiegten deren einige angetroffen werden. Wie viele würden deine Güte zurück halten und begehren, daß du keinem verzeihen solltest: da selbst auch diejenigen, welchen du verziehen, nicht wollen, daß du auch gegen Andere Mitleid ausübest?

Könnten wir Cäsarn beweisen, daß Ligarius gar nicht in Afrika gewesen; wollten wir durch eine, das menschliche Gefühl ehrende und mitleidige Täuschung das Leben eines unglücklichen Bürgers retten: so wäre es nicht Menschensttte, in einer so, über Alles gefährlichen Lage eines Bürgers uns zu widerlegen, und uns der Unwahrheit zu bezichtigen. Und könnte jemand so herzlos seyn, so sollt' es am wenigsten der seyn, der sich einst in der selben Lage, in dem selben Gedränge befand. Und doch ist es noch etwas anderes, nicht wollen, daß Cäsar irre; und ein anderes, nicht wollen, daß er sich erbarme. Denn alsdann würdest du sagen: „Glaub ihm nicht, Cäsar: Ligarius war in Afrika; er hat gegen dich die Waffen geführt.“ — Jetzt aber — was sagst du jetzt? Verzeihe ja nicht! Das sind nicht Laute einer menschlichen Lippe, noch für ein menschliches Ohr! Wer sie vor dir, C. Cäsar, hören läßt, der wird sich eher seiner Menschlichkeit entkleiden, als dir die deine entreißen.

Der Eingang und der erste Satz der Anklage des Tübero lautete, dünkt mich, also: er wolle, wegen boshafter Mißhandlungen den Ligarius belangen. Du hast dich, ohne Zweifel, selbst verwundert, daß niemand von irgend einer andern Person dieser Art, oder daß gerade der, der sich in derselben Lage befunden, von einer unmenslichen Handlung reden wollte. Eine strafbare Handlung nennst du es, Tübero? Wie das? Diesen Namen legte bis dahin noch niemand jener Sache bey. Irrthum nennen's Einige, Furcht Andere; die sich härter ausdrücken, nennen es Hoffnung (des Ehrgeizes), Heißgier (empor zu kommen), Haß, Hartnäckigkeit; die am wenigsten Schonenden nennen's Unbesonnenheit; Bosheit — niemand, außer dir. Wollte man für unser Unglück den wahren Namen suchen, so werde ich sagen: es scheine mir ein verhängnißvolles Schicksal über uns gewaltet und sich der unvorsichtigen Gemüther bemächtigt zu haben: so, daß es niemand befremden muß, daß menschliche Anschläge durch die Nothwendigkeit göttlicher Schickung überwältigt worden. Lasse man uns dann unglücklich seyn! wiewohl wir dieß, unter einem solchen Sieger, nicht seyn können. Aber ich rede nicht von uns; ich rede von denen, die ungekommen sind. Heißen sie immerhin unbedachtsam, erbittert, hartnäckig; die Namen Bosheit, Unsinn, Vaterlandsverrath müssen nicht den Schatten des Cn. Pompejus, und nicht so vielen andern in die Grube nachschallen. Wer, o Cäsar, hat je aus deinem Munde ähnliche Ausdrücke vernommen? oder was wollten deine Waffen anders, als jede Kränkung deiner Ehre zurück treiben? Was that jenes dein unbesiegttes Heer, was that es mehr, als daß es sein Recht und deine Würde beschützte? Und dir selbst, da du den Frieden wolltest, war dir's darum zu thun, mit Bösewichtern oder mit guten Bürgern in Eintracht zu leben? Mir wenigstens würden deine Verdienste um mich, Cäsar, gewiß nicht so groß scheinen, wenn ich mich als einen Bösewicht von dir erhalten glauben müßte.

Und welches Verdienst könntest du um den Staat haben,

hättest du so viele Strafbare ungekränkt in ihren Ämtern gelassen? Für eine Verschiedenheit der Gesinnungen hieltest du es anfangs, nicht für einen Krieg; für einen Bürgerzwist, nicht für einen feindlichen Haß: indem beyde Parteyen das öffentliche Wohl beabsichtigten, aber sowohl in Maßregeln, als in persönlichen Meinungen von dem allgemeinen Besten abirrten. Die Würde der Anführer war sich fast gleich; aber vielleicht nicht gleich die der Parteynehmer: die Sache selbst war damals zweifelhaft, weil jede Partey etwas Beyfallwürdiges für sich hatte; jetzt ist freylich diejenige für die bessere zu achten, welche die Götter selbst begünstigt haben.

Und wenn du uns überdem so viele Proben deiner Güte gegeben: wer wollte nicht dem Siege seinen Beyfall schenken, bey dem niemand anders, als mit den Waffen in der Hand, umgekommen?

Doch — lassen wir die allgemeine Sache, und kommen auf die unserige.

Was endlich, glaubst du wohl, Tubero, sey leichter gewesen, dem Ligarius, aus Afrika wegzugehen, oder euch, nicht nach Afrika zu kommen? Konnten wir denn dieß, sagst du, da der Senat es uns geheißen? Trägst mich, so antworte ich: keineswegs. Aber kein anderer, als dieser Senat, hatte den Ligarius als Legat nach Afrika entbothen. Er gehorchte also zu einer Zeit, wo man dem Senat gehorchen mußte: ihr aber gehorchtet ihm damals, als niemand gehorchte, der nicht selbst wollte.

Tadel ich euch also? Auf keine Weise: denn eurem Geschlecht und Ruf, eurer Familie und Erziehung war es unmöglich, anders zu handeln: aber das räume ich euch nicht ein, an Andern zu tadeln, dessen ihr euch für euch selbst rühmt.

Tubero war kraft eines Senatschlusses (für die Wahl zur Statthalterschaft) auf's Loos gesetzt, während er selbst nicht da war, ja sogar es zu seyn, durch Krankheit verhindert ward: er hatte daher auch beschlossen, sich wegen der Nicht-Annahme der ihm zugefallenen Statthalterschaft zu entschuldigen. Dieß

weiß ich wegen der mannigfaltigen und innigen Verhältnisse, die ich mit L. Tubero habe: wir wurden mit einander zu Hause erzogen; lebten als Zeltgenossen im Kriege; in der Folge verschwiegerten wir uns, und pflegten die übrige Lebenszeit hindurch vertraute Freundschaft; einerley gelehrte Beschäftigungen knüpften gleichfalls kein geringes Band unter uns.

Ich kann es also wissen, daß Tubero habe zu Hause bleiben wollen.

Aber Jemand redete ihm so eindringend zu, setzte den allerhöchsten Nahmen des öffentlichen Besten dergestalt allen seinen Einwendungen entgegen, daß, so sehr er auch anderes Sinnes war, er dennoch so gewichtvollen Vorstellungen nicht widerstehen konnte. Er gab also nach, oder vielmehr, er gehorchte dem Ansehen eines unserer bedeutendsten Männer; er reisete mit denen zugleich ab, die einerley Partey nahmen: nur, wegen seiner Kränklichkeit, etwas langsamer. Daher traf er in Afrika ein, als dasselbe schon besetzt war.

Darauf also gründet sich das Verbrechen des Ligarius, oder vielmehr der Unwille gegen ihn. Denn wenn es ein Verbrechen ist, daß er gewollt, so ist es kein geringeres, daß ihr lieber gewollt, ich will sagen, daß ihr Afrika, die Hauptveste aller Provinzen, ganz geschaffen, um von da aus Krieg gegen Rom zu führen, lieber in eurem Besitze, als in dem eines andern wissen wolltet.

Und doch war dieser Andere nicht einmahl Ligarius. Varus behauptete, er habe hier die Oberregierung: wenigstens hatte er die Ehrenzeichen derselben.

Aber sey dem, wie ihm sey! Was sagt deine Klage eigentlich, Tubero? Nichts anders, als — man hat uns in die Provinz nicht eingelassen.

Gesetzt nun: man hätt' es gethan; man hätt' euch eingelassen: würdet ihr die Provinz dem Cäsar überliefert, oder würdet ihr sie gegen den Cäsar behauptet haben?

Siehe, Cäsar, wie frey, oder vielmehr wie kühn uns dein Edelmuth macht! Sollte der junge Tubero antworten: sein Va-

ter würde Afrika, wohin ihn der Senat und das Loos geschickt hatte, dir ausgeliefert haben; so werde ich, ohne alles Bedenken, diesen seinen Vorsatz, hier vor dir, dem die Ausführung desselben vortheilhaft war, mit dem strengsten Tadel verfolgen: denn nie würdest du ein solches Verfahren, so angenehm es dir auch gewesen seyn würde, gebilliget haben.

Jedoch — alles dieß übergeh' ich: nicht sowohl, um dein sehr gefälliges Ohr nicht zu beleidigen, als damit Tubero nicht das Ansehen gewinne, etwas thun gewollt zu haben, wovon er nie den Gedanken gehabt.

Ihr kamt also nach Afrika, in die Provinz, die für diesen Sieg unter allen die gefährlichste, und dem Cäsar die gefährlichste war, in welcher sich ein sehr mächtiger König und großer Feind dieser Partey befand, und wo die begüterten und zahlreichen Römergesellschaften große Abneigung gegen ihn äußerten. Ich frage euch also: was wolltet ihr machen? Wiewohl, — wie kann ich zweifelhaft seyn über das, was ihr thun wolltet, da ich sehe, was ihr gethan habt?

Man verhinderte euch, in eurer Provinz einen Fuß an's Land zu setzen, und verhinderte euch, wie ihr behauptet, mit größtem Unrecht. Wie habt ihr dieß aufgenommen? Bey wem habt ihr eure Klage wegen des erlittenen Unrechts angebracht? Bey wem anders, als bey dem, für dessen Ansehen ihr euch entschieden hattet, für dessen Sache ihr im Kriege sehten wolltet. Wäret ihr für Cäsars Sache in die Provinz gekommen: gewiß würdet ihr euch dann, bey verwehrtm Eintritt in dieselbe, auch an Cäsarn gewandt haben: jetzt aber wandtet ihr euch an den Pompejus. Wie möget ihr also Cäsarn mit einer Klage gegen den behelligen, durch den euch, wie eure Beschwerde lautet, der Eintritt in die Provinz verwehrt worden?

Mögt ihr euch, meinetwegen, selbst auf Kosten der Wahrheit, rühmen, als hättet ihr die Provinz Cäsarn überliefern wollen, wäret ihr auch vom Varus und einigen Andern daran gehindert worden! Ich aber werde immer behaupten, daß ihr,

einzig durch des Ligarius Schuld, der Gelegenheit eine so löbliche That zu thun, beraubt worden seyd.

Aber betrachte, Cäsar, die Standhaftigkeit eines so vor-
trefflichen Mannes, als L. Tubero: eine Tugend, die ich, so
sehr sie auch meinen Beyfall hat, dennoch nicht anführen würde,
wofern ich nicht wüßte, daß sie insbesondere der Gegenstand
deiner Lobsprüche zu seyn pflegt!

Wo hat je ein Mensch einen solchen Grad der Standhaf-
tigkeit bewiesen? Standhaftigkeit, sag' ich? Ich weiß nicht, ob
ich nicht besser „Geduld“ sagen sollte. Denn der wievielte
würde wohl so viel Ausharrung beweisen, daß er, bey einem
Bürgerzwist, sich einer Partey wieder anschlosse, von welcher
er nicht allein nicht aufgenommen, sondern mit einer Art von
Grausamkeit zurück gestoßen worden?

So handeln — konnte nur eine große Seele, und
der Mann, den keine entehrende Beleidigung, keine Gewalt-
thätigkeit und keine Gefahr von der einmahl erwählten Partey
und dem genommenen Entschluß abwendig machen konnte. Denn
wenn gleich Tubero und Varus in allem übrigen einander gleich
gewesen wären, an Ehre, Stand, Rang und Talenten: wel-
ches nun nicht Statt fand: so war dieß doch ein eigenthümlicher
Vorzug des Tubero, daß er, kraft eines Senatschlusses, mit
dem Oberbefehl bekleidet, in die ihm gesetzmäßig angewiesene
Provinz kam.

Als er hier nicht eingelassen ward, ging er nicht zum Cä-
sar, damit er nicht erzürnt, nicht nach Hause, damit er nicht
träge schiene, nicht irgend anders wohin, damit man nicht glau-
ben möchte, als erkläre er die Partey, für welche er sich entschie-
den, für ungerecht: sondern er ging nach Makedonien, in's La-
ger des Pompejus, zu der selben Partey, die ihn mit so
viel Ungerechtigkeit zurück gewiesen hatte.

Aber wie nun? Da ein solches Betragen gegen euch auf
ihn, zu dem ihr gekommen waret, wenig Eindruck gemacht:
da waret ihr vielleicht nur bey dem Heere; eure Herzen aber
waren der Sache abgeneigt! Oder waren wir im Gegentheile,

wie es in Bürgerkriegen immer zu seyn pflegt, ihr nicht weniger, als wir Andern alle, nicht vielmehr begierig, den Sieg zu erfechten!

Ich hatte freylich immer zum Frieden gerathen: aber damals war's zu spät. Denn es wäre Thorheit gewesen, im Anblick der einander gegenüber stehenden Schlachtreihen an Frieden zu denken. Wir alle, sag' ich, wollten siegen: du gewiß vor allen, der du eine solche Stellung hattest, daß dir nur Eines von beyden, Sieg oder Tod, übrig blieb. Wiewohl ich nach der gegenwärtigen Lage der Dinge nicht zweifle, du werdest deine jetzige Erhaltung jenem Siege vorziehen.

Alles dieß aber, Tubero, würde ich unerwähnt lassen, wenn es entweder euch eurer Standhaftigkeit, oder Cäsar seiner Güte gegen euch gereute. Nunmehr aber frag' ich euch: ob ihr, bey der angestellten Klage, Genugthuung für das euch, oder für das dem Staat zugefügte Unrecht beabsichtigt. Ist das letztere der Gegenstand der Klage: wie wollt ihr dann eure standhafte Beharrung bey der Gegenpartey rechtfertigen? Ist's das erstere: dann sehet wohl zu, ob ihr nicht irret, wenn ihr meint, Cäsar werde seinen Unwillen euren Feinden zu empfinden geben, da er seinen eigenen verziehen hat.

Dünke ich dir, Cäsar, mich mit der Sache des Ligarius zu beschäftigen? Dünke ich dir, von den gegen ihn aufgestellten Klagsuncten zu reden? Alles, was ich gesagt, hat, nach meiner eigenthümlichen Absicht, einzig Beziehung auf deine Leutseligkeit, oder Versöhnlichkeit, oder Erbarmung.

Ich habe viele Sachen vor Gerichte geführt, und zwar dir zur Seite, Cäsar, so lange deine Würden dir gerichtliche Geschäfte verstatteten. Aber gewiß hieß es in keinem meiner Vorträge: „Verzeiht, ihr Richter! er hat geirrt; er hat gefehlt; er hat nicht gedacht, daß die Sache diese oder jene Wendung nehmen würde.“ — Zu einem Vater pflegt man so für den Sohn zu sprechen. Zu den Richtern hingegen sagt man: „Der Beklagte hat das nicht gethan; es ist

ihm nie ein Gedanke davon einge kommen; die Zeugen sind falsch; die Beschuldigung ist erdichtet." —

Denke dich, Cäsar, in der Sache des Ligarius als Richter: frage, bey welchem Heere er gewesen? alsdann schweig' ich; ich bediene mich nicht einmahl der Gründe, die vielleicht auch bey einem Richter gelten würden: wie er, noch vor Ausbruch des Krieges, als Legat, nach Afrika gegangen; wie er im Frieden zurück geblieben, dann, vom Kriege überrascht, während desselben, fern von aller Erbitterung, im Herzen und mit wahrer Zuneigung vielmehr ganz der Deinige geblieben.

So pflegt man zu einem Richter zu reden; aber ich spreche zu einem Vater: „ich habe geirrt; ich habe unbedachtsam gehandelt; es gereut mich; ich nehme Zuflucht zu deiner Güte; ich bitte um Verzeihung wegen meines Fehlers; ich flehe, du wollest mir vergeben." — Hat noch niemand dieß von dir erhalten, dann verlange ich freylich zu viel; ist es aber schon sehr vielen gelungen, dann laß mich die Hülfe finden, zu welcher du mir die Hoffnung eingeflößt. Oder sollte Ligarius keinen Grund zur Hoffnung haben, da es mir sogar erlaubt ist, für einen Andern Fürbitte zu thun?

Dessen ungeachtet gründet sich die Hoffnung unserer Sache weder auf diese meine Rede, noch auf die eifrigen Bemühungen derer, die bey dir für den Ligarius bitten. Denn ich hab' es geseh'n, worauf du dein Augenmerk richtetest, wenn viele sich für Jemand's Rettung bey dir verwendeten: ich weiß es, die Beweggründe, aus welchen sie für ihn bitten, finden mehr Eingang bey dir, als das Ansehen der Person; und es gilt bey dir weniger, wie genau der Bittende mit dir verbunden ist, als wie genau er's mit dem ist, für den er sich verwendet. Daher erweistest du den Deinen so viele Gefälligkeiten, daß mir diejenigen einstweilen glücklicher scheinen, die deines Edelmuths genießen, als du selbst, der du ihnen so viel zugestehst. Aber gleichwohl sehe ich, daß bey dir die Bewegungsgründe der Bittenden mehr gelten, als die Bitten selbst, und diejenigen dich

am kräftigsten rühren, deren Betrübniß bey ihren Fürbitten du für die gerechteste erkennst.

Durch die Erhaltung des L. Ligarius wirst du dir zwar viele deiner Vertrauten verpflichten: aber laß auch, ich bitte dich, das nicht unbeachtet, was ich jetzt noch sagen will, und was du immer zu beachten pflegst. Ich kann dir die braven Sabiner, sie, die du so einzig schädest, und das ganze Sabiner-Gebiet, die Blume Italiens und den Kern unserer Staatskräfte, vor Augen stellen. Du weißt Männer dieser Gattung am besten zu würdigen. Bemerge ihrer aller Traurigkeit und Niedergeschlagenheit! Du siehst hier die Thränen und Trauerzeichen dieses Titus Brochus, von dem ich's weiß, wie sehr du ihn schädest, und — seines Sohnes. Und was soll ich von den Brüdern sagen? Denke ja nicht, Cäsar, als redeten wir nur für das Leben eines Einzigen. Du mußt entweder alle drey Ligurier im Staat behalten, oder alle drey austossen. Jede Landesverweisung in seiner Gesellschaft ist ihnen erwünschter, als ihr Vaterland, als ihr Haus, als ihr Eigenthum, ohne ihn. Wenn sie hierin brüderlich, wenn sie den heiligsten Naturtrieben gemäß, wenn sie, durch den gerechtesten Schmerz gespornt, handeln: dann laß dich diese ihre Thränen rühren; rühren ihre Bärtlichkeit, rühren ihre Bruderliebe. Laß jenes dein Wort, mit welchem du gesiegt, in seiner vollen Kraft gelten. Denn damahls hörten wir dich sagen: wir hielten alle die für unsere Gegner, die nicht auf unserer Seite wären: du aber hieltest die für die Deinigen, die nicht gegen dich wären. Siehst du also wohl, wie diese ganze glänzende Versammlung, diese ganze Brochische Familie, alle diese römischen Ritter, die hier in Trauertracht stehen, die du nicht nur kennest, sondern auch vor allen andern schädest, auf deiner Seite gewesen? Und diesen zürnten wir damahls; diese suchten wir auf; diesen drohten sogar einige von uns.

Erhalte also den Deinigen die Ihrigen, damit so, wie alles übrige, was du auch gesagt, also auch dieß dein Wort, vollkommen wahr befunden werde!

Könntest du den Brudersinn der Vigariier ganz durchschauen: gewiß! du würdest dich überzeugen, daß sie alle auf deiner Seite gewesen. Und kann man einen Augenblick zweifeln, daß Q. Vigarius, hätte er in Afrika seyn können, derselben Partey zugethan gewesen seyn würde, der seine Brüder es waren? Wem ist sie unbekannt, die fast vollkommene Übereinstimmung der Denk- und Sinnesart der auch selbst an Jahren so wenig verschiedenen Brüder? Wer muß sich nicht überzeugen, daß eher alles andere zu erwarten gewesen, als daß diese Brüder verschiedene Gesinnungen oder ein verschiedenes Staats-Interesse unterhalten sollten? Dem Willen nach waren sie alle für dich; der Strom der Zeitumstände nur riß den Einen hin, der, selbst wenn er sich absichtlich für die nun genommene Partey erklärt hätte, dadurch nichts weiter als denen ähnlich geworden seyn würde, denen deine Güte Leben und Wohlfahrt erhalten hat.

Jedoch — mag er in den Krieg gezogen seyn! mögen ihn seine Gesinnungen nicht nur von dir, sondern auch von seinen Brüdern entfernt haben! — diese hier, gewiß die Deinen, stehen dir. Da ich ehemahls an allen deinen Geschäften Antheil hatte, so erinnere ich mich gar wohl, wie der damahlige Oberschatzmeister Titus Vigarius sich gegen dich und deine Würde benommen. Aber es ist nicht gewiß, daß ich dieß weiß: ich hoffe, daß auch du, der du sonst nichts, als das dir angethane Unrecht zu vergessen pflegst (denn deinem großen Geist ist alles gegenwärtig, und dein großes Herz verzeiht die Beleidigung), seiner freundschaftlichen Gesinnungen gegen dich, während seines Oberschatzmeisteramts, gedenken, und dich zugleich erinnern werdest, wie andere Oberschatzmeister gegen dich gehandelt haben.

Dieser T. Vigarius nun, der damahls von keiner andern Absicht geleitet ward (denn die jezigen Vorfälle konnte er nicht ahnen), als einzig, um sich dir als einen dir ergebenden, rechtschaffenen Mann zu beweisen, der bittet dich jezo flehentlich um die Erhaltung seines Bruders. Wirst du diesen beyden hier

gegenwärtigen Brüdern, aus Andenken an die Freundschaftsbeweise des ältesten, diese Bitte gewähren: so wirst du drey vortreffliche und redlich gesinnte Brüder nicht nur sich selbst, auch nicht nur diesen so vielen und braven Männern, auch nicht nur uns, die wir mit jenen in so genauer Verbindung stehen, sondern auch dem Staate selbst, wieder schenken.

Was du vor einigen Tagen durch Wiederherstellung des edlen und vortrefflichen M. Marcell in der Versammlung des Senats gethan, das thue nun auch auf dem Forum an den vortrefflichen und bey dieser ganzen Versammlung hochgelobten Brüdern. So wie du Jenes Wiederherstellung der Fürbitte des Senates zugestandest, so schenke diesen dem Volk, dessen Wünsche immer ein Gegenstand deiner Achtung gewesen: und wenn jener Tag für dich höchst ruhmvoll, dem Volk höchst erfreulich war, so stehe nicht an, C. Cäsar, das stehe ich dich um dein selbst willen, ein, jenem Ruhm ähnliches Lob dir so oft als möglich zu erwerben; denn nichts gewinnt und erhält uns die Zuneigung des Volks so offenbar, als Herzensgüte: und unter allen deinen übrigen Tugenden erweckt keine so sehr die Gefühle der Bewunderung und der Dankbarkeit, als dein erbarmendes Mitleiden. Und wodurch können sich Menschen selbst den Göttern mehr nähern, als dadurch, daß sie Menschen erhalten und beglücken. Beuth dir doch dein erhabener Glücksstand nichts Größeres dar, als das Vermögen, einer großen Menge von Menschen Leben und Wohlfahrt zu schenken! Kann doch dein edles Herz von keinem schönern Wunsche schlagen, als von dem, jenes erhabene Vergnügen zu gebrauchen!

Vielleicht erforderte die Klagesache eine längere Rede; aber die Großmuth deiner Gesinnung verlangt eine kürzere. Da ich es also unserer Sache vortheilhafter erachte, daß du selbst mit dir sprichst, als daß ich, oder sonst jemand zu dir rede: so will ich hier meine Rede schließen. Dieß nur vergönne mir noch zu erinnern: wirst du dem Abwesenden seinen Wohlstand wieder geben, so wirst du zu gleicher Zeit allen hier Gegenwärtigen den Ihrigen wieder herstellen.

Rede vor der Beerdigung des Directors des
fürstl. Gymnasiums zu Weimar, Herrn Johann
Michael Heinze, gehalten von J. G. von Her-
der im Hörsaal des Gymnasiums, am 9. Octo-
ber 1790.

Hochgeschätzte Trauerversammlung und liebe Schüler!

Wir sind in dieser nächtlichen Stunde hier versammelt, um die entseelten Gebeine eines Mannes zu seiner Gruft zu bringen, der die Ehre unserer Stadt und Schule, einer der nützlichsten Mitbürger unsers Landes, und uns allen würdig der Hochachtung und Liebe war; und ich habe deswegen Sie, meine Herren, als seine Freunde, Collegen und Leichenbegleiter, an diesen Ort bemüht, um noch in Ihrer theilnehmenden Gegenwart mit freundschaftlicher Hand in wenigen Worten einen Ehrenkranz auf den Sarg zu legen, den wir jetzt zu seiner Ruhestätte begleiten.

Er ist dahin, euer Lehrer, ihr Schüler, die ihr anjagt als Verwaiste nicht nur von außen im Trauergewande, sondern auch, wie ihr es thätlich und wahr bewiesen habt, allesammt mit innerer dankbarer Nüßrung um mich und vor mir steht. Er ist dahin, euer geehrter und geliebter Lehrer, und in wenigen Minuten werdet ihr die ehrwürdige Leiche den Weg hintragen und begleiten, auf dem sie nimmermehr zu dieser Schule, nimmer zu ihrem Hause wiederkehrt. Wenige Wochen sind es, da wir noch in diesem Saale den guten Greis nach seiner Krankheit wie verjüngt und munter sahen, als einige von euch zur Geburtstagsfeier unsers Landesfürsten Reden vortrugen, an welche er seine letzte Hand gelegt hatte. Wir dachten damals nicht, daß wir ihn zum letzten Mahl in diesem Saale sähen: wir dachten beym letzten Examen, an welchem er noch alle seine Kräfte zusammen nahm und den Entwurf seiner Arbeiten auf's folgende Jahr mit neuem Muthe vorlegte, nicht, daß seine Laufbahn so bald unterbrochen werden würde. Sie ist jetzt geendet, seine schöne, stille Laufbahn, auf welcher ihm

Gott das seltene und große Glück eines guten Alters verliehen hat, das er, bis auf die letzten Lebenstage, seinen Geschäften treu und in ihnen unermüdet, den Tod als seinen nicht erslehenden, aber auch nicht gefürchteten, willkommenen Freund aufnahm. Er ist zur Ruhe gerufen, der in seinem Werk redliche und treue Knecht Gottes: sein Tagewerk auf Erden ist vollendet:

Spargite humum foliis, inducite fontibus umbras
Et tumultum facite et tumulto superaddite carmen,
O juvenes; mandat fieri sibi talia Noster.

Zwanzig Jahre war unser Lehrer das Haupt dieser Schule, und ich bin fünfzehn Jahre mit ihm gewesen. In stillem Gange ist diese Zeit dahin gestrichen; die Jahre sind wie ein Traum vorüber. Die Jahre sind vorüber: aber das in ihnen geleistete Gute bleibt; es ist dauernd in menschlichen Seelen, und jetzt ein unverwelklicher Kranz auf des Verstorbenen Grabe. Wie manche Hunderte von Schülern haben während dieser Zeit seine Lehre genossen und die Frucht seines Geistes, seiner Mühe als einen guten Samen in ihrer Brust verwahrt. Einige von ihnen sind schon berühmte Männer, und glänzen als Lehrer auf fremden Akademien, oder haben in Schriften sich als Lehrer der Nation gezeigt; Andere sind es noch nicht, aber sie werden es werden. Und da hat es sich immer gefunden, daß, je mehr jemand aus der Schule unsers Lehrers davon gebracht und seinen Unterricht sich recht eigen zu machen gewußt hatte, desto mehr auch derselbe seinen alten Lehrer schätzte und ehrte. Nur diejenigen waren gleichgültig gegen ihn, die als leere Köpfe in seine Classe kamen, und als leere Köpfe dieselbe verließen. Diese hielten sich an die äußere Schale, weil sie den Kern nicht zu nutzen wußten; verständige und treue Gemüther nutzten an ihrem bescheidenen, gütigen Lehrer seine Kenntnisse und Gelehrsamkeit. Die Frucht vieler Arbeit und Mühe, seinen richtigen und feinen Geschmack, in welchem er Sprache und Wissen-

schaften vortrug: die Form seiner Denkart, nach den schönsten Mustern der Alten gebildet, ging auch in ihre Seele über. Noch eine größere Anzahl seiner Schüler, die nicht berühmt wurden (denn nicht jeden führt seine Laufbahn zum gelehrten Ruhme), sind in allerley Ämtern und Ständen brauchbare Männer geworden, und auch unter denen, die jetzt seine Leiche begleiten, sind einige seiner würdigen und dankbaren Schüler. Sie, meine Herren, vertreten also den ganzen Chor aller Anwesenden, die in unserem Lande oder in andern Ländern von unserem seligen Lehrer zum Dienst der Wissenschaft oder der Geschäfte gebildet, und von ihm auf Akademien oder in die Welt gesandt sind. In deren Aller Nahmen thun Sie jetzt den letzten Gang mit ihm, und wünschen seinen verstorbenen Gebeinen eine sanfte Ruhe im Grabe, seinem Geist aber Freude und Erquickung im Reiche Gottes, wo alles Gute belohnt wird, im Lande der ewigen Güte und Wahrheit.

* * *

Unser verstorbener Lehrer hat zuerst in Wittenberg und Leipzig vom Jahre 1736 bis 1741 den völligen theologischen cursus gemacht und auf denselben sowohl als auf die mit der Theologie verwandten Wissenschaften sechs Jahre (eine längere Zeit, als manche Theologen von Profession auf sie zu wenden pflegen) verwendet. Ich erinnere mich noch eines Collegiums, das er selbst über die hebräische Sprache nachgeschrieben und mir bey einer Veranlassung zur Ansicht mittheilte; so wie wir uns auch oft Stunden lang über die schwersten theologischen Materien unterhielten; und dennoch maßte er sich den Nahmen eines Theologen nicht an, und verbatth beständig den Unterricht in der hebräischen Sprache, weil er diese, wie er bescheiden meinte, nicht in dem Grad verstände, wie ein Lehrer sie verstehen mußte. Eine seltene Bescheidenheit, die eben den Meister verräth, einen Meister, der, was er nur halb wußte, gar nicht lehren mochte, und der in drey andern, der griechischen, lateinischen und deutschen Sprache, die er als Meister verstand,

es genugsam geprüft hatte, was dazu gehöre, eine Sprache rechtschaffen zu lehren. Das Griechische des neuen Testaments erklärte er desto feiner und schöner. Er kannte den Genius dieser Schriften; seine Anmerkungen über den Zusammenhang ihres Sinnes waren kurz und treffend, so daß er mit einem Wändgen Observationen darüber sich einen neuen Ruhm hätte erwerben können. Bis in die letzten Jahre seines Lebens unterließ er nicht, auch das Neue zu lesen, das zu Erläuterung derselben erschien; und aus dem vorletzten Besuch, den er mir gönnte, erinnere ich mich noch sehr wahrer und scharfsinniger Urtheile, die er über eine neu erschienene Übersetzung des neuen Testaments fällte. Die Wahrheit der christlichen Religion und ihrer Geschichte lag dem redlichen Greise sehr am Herzen. Außer unserem eigentlichen Berufsgeschäfte vom Unterricht und Bildung der Jugend habe ich ihn fast über keine gelehrte Materie so theilnehmend und sorgfältig sprechen hören, als über diese. Es war ihm bange, und er war äußerst bekümmert über die bösen Folgen, welche die jetzt überall einreißende Irreligiosität sammt der Licenz aller dergleichen verderblichen Schriften, die auch in die Hände der Jugend kämen, in ihren Gemüthern hervorbringen mußte. Mehrmahls bath er sich aus, über des Grotius schönes Buch von der Wahrheit der christlichen Religion eine eigene Stunde halten zu können, und fast bis an den Tag seiner letzten Krankheit äußerte und wiederholte er sehnliche Wünsche nach einem recht guten theologischen Lehrbuche. Sein Unterricht in der Religion ging dahin, seinen Schülern eigentliche und wohlverstandene biblische Wahrheit zu lehren, und sie mit allen dem zu verschonen, was sie doch mit der Zeit wegwerfen mußten. Da er weiter als Andere sah, so konnte ihm nothwendig nicht jede Behandlung der Theologie gleich angenehm und willkommen seyn: sein sehnlicher Wunsch ging also dahin, doch einmahl den Inbegriff der heiligsten und nothwendigsten Wahrheiten von scholastischen Spitzfindigkeiten, die weder dem Verstande Strich halten, noch das Herz bessern können, gereinigt und in dem Licht dargestellt zu sehen, in wel-

hem sie das Gemüth der Jugend und des gemeinen Mannes gleichsam von selbst gewöhnen und an sich zögen *).

Insonderheit war Heinze mit Dankbarkeit gegen Gott über Alles in seinem Leben genossene Gute durchdrungen, sprach gern von den Proben der natürlichen Vorsehung, die er in seinem Leben erfahren, war äußerst zufrieden mit seinem Schicksale, äußerst zufrieden gegen Gott über die Zukunft in und nach diesem Leben. Er freute sich mehr des Glückes der Seinen als seines eigenen Glückes. Mit großer Heiterkeit sprach er vom Tode, und ging ihm mit einer Zufriedenheit, die eines echten griechischen Weisen würdig war, entgegen.

Einen solchen Mann habt ihr zu eurem Lehrer gehabt. Wohl dem, der den Unterricht desselben verständig und rechtschaffen gebraucht, und zu sich selbst sagen kann: er sey im Geist und an Fleiß, nicht bloß dem Nahmen und der Classe nach, desselben Schüler gewesen. War er dieß, so wird er diesen Geschmack treu und rein in sich erhalten, ihn weiter bilden, die Alten, Griechen und Römer, zeitlebens lieben, und nie durch Barbarey, durch ein ingenium horridum et infectum, den Nahmen und die Asche seines Lehrers schwächen.

Wie nichtig und vorübergehend sind auch die edelsten Bemühungen, Gaben und Erwerbe in diesem sterblichen Leben! Unser Geist, dieß Himmelsfünkchen, der Hauch aus dem Munde Gottes, ist an einen Hinfälligen, zerbrechlichen Körper gebunden, der mit den Jahren altert und zuletzt hinsinkt. Hin ist alsdann für die Mitlebenden jede schöne Gabe, die sich dieser

*) Da der mittlere Theil dieser Rede sich zu sehr in der Erzählung kleiner Umstände ausbreitet und folglich nur für des Verstorbenen unmittelbare Schüler volles Interesse haben konnte; da es sich ferner hier mehr um ein deutsches Beyspiel dieser Gattung von Reden und deren Form handelt: so wird der noch folgende Theil dieser Rede durch Weglassung unbedeutender Stellen verkürzt. Daß übrigens Heinze nebst seinen Verdiensten über die alte classische Literatur, der Verfasser vieler schönen Abhandlungen und Reden in lateinischer und deutscher Sprache war, darf ich bey jedem gebildeten Jünglinge voraussetzen.

unsichtbare Bewohner einer irdenen Hütte durch Fleiß und lange Übung zu eigen gemacht hatte; die Hütte zerfällt, und der darin aufbewahrte geistige Schatz geht für uns verloren. Er läßt sich nicht vererben, nicht durch Geschenke oder Testamente vermachen; von jedem, der ihn besitzen will, muß er auf's neue, durch eigene Mühe erworben und errungen werden, sonst geht er, wie bey so viel Künsten der Fall gewesen, mit wenigen Menschen auf lange Zeit ganz und gar zu Grabe.

* * *

Und nun, meine Herren, wollen wir an unser traurig-freundschaftliches Geschäft gehen, und das, was an unserem Freund Erde war, der Erde geben. Mit Hochachtung und stiller Ehrerbietung, ihr Schüler, naht euch der Leiche eures Lehrers, und traget den übriggebliebenen Rest seines irdischen Daseyns sanft in seine Schlafkammer, zu seiner Ruhestätte! Nie werde von euch sein Nahme anders genannt, als mit Dankbarkeit, Ehrerbietung und Liebe; denn es ist edel und süß, einen Vater und Lehrer auch in seinem Grabe zu ehren. Er war ein milder Mann, von gebildeter Seele, von sanftem, zartem Herzen, auch im Gefühle der Freundschaft; er ist zu seinen alten Freunden, an die er jederzeit mit Zärtlichkeit und mit echter alter Treue dachte, jetzt hinüber gegangen. Er ruhe sanft, und habe für seine stillen Verdienste seinen Lohn in der Welt des Lohnes. Uns allen aber gebe Gott, wenn es uns frommt und gut ist, ein so gleichmüthiges, frohes und bey täglichen Geschäften ruhiges Alter, und wenn unsere Zeit kommt, ohne Krankheit, Gram, Bekümmerniß und Pein, ein heiteres sanftes Entschlafen!

Nicht für die Schulen, für das Leben muß
man lernen.

Eine Schulrede von J. G. von Herder.

Nur drey Worte seyen mir vergönnt über eine bekannte Regel: „Nicht der Schule muß man lernen, sondern dem Leben.“

Was heißt lernen? Man hat davon falsche Begriffe, wenn man glaubt, es heiße: fremde Worte sich einprägen. Worte sind Schälle; ohne Gedanken drücken sie sich zuweilen, zumahl in der Jugend, mit großer Kraft ein; ohne Gedanken aber hat man sie nur als Papagey gelernet: denn bekannter Maßen lernt auch der Rabe, der Papagey Wortschälle, und sagt sie zu rechter und unrechter Zeit wieder.

Worte ohne Gedanken lernen, ist der menschlichen Seele ein schädliches Opium, das zwar zuerst einen süßen Traum, einen Tanz von Sylben und Bildern gewährt, vor dem man sich, als vor einer Zauberansicht, halbwachend und halb schlummernd fühlet; bald aber spürt man, wie bey dem körperlichen Opium, die bösen Folgen dieser Wortträume. Sie ermatten die Seele und halten sie in einer bequemen Unthätigkeit fest; dadurch gewöhnen sie an einen Gedankenschlummer, und machen der Seele zuletzt süße Contorsionen geläufig, die sich sodann im Leben und in der Sprache zeigen. Man lese ganze Bände sogenannt-philosophische und poetische Schriften; man lieset, wie Hamlet sagt, Worte, Worte, Worte, Schälle, Schälle, bey denen unglücklicher Weise die Autoren glauben, daß sie dächten, indem sie doch nur sprachen und nachsprachen; dunkle oder lichte Schemen der Imagination, die man jetzt Oden und andere Gedichte, jetzt Abhandlungen nennt, Wortschälle, Opium, Träume.

Und der träge Mensch ist zu ihnen so geneigt. Worte zu sprechen wird ihm leichter, als Gedanken zu denken. Er findet in ihnen fertige, oft schöne Gedankenformen; sie passen in die Rede; dem gleichträgen sind sie stets willkommen, wie sie es ihm waren; er kann wie mit Rechenpfennigen mit ihnen den Cours des gemeinen Redespiels halten; warum sollte er sich, warum Andere mit Gedanken irre machen oder beschweren? O wie viel leere Worte faßt das Kind, der Jüngling auf; wie viele leere Wortformen, die oft am lautesten tönen, deren wir uns am gemächlichsten, am öftersten und liebsten bedienen, haben wir alle in unserm Kopf! Man mache die Probe

davon bey irgend einem gemeinen Gespräch, das man bey Tische oder in Gesellschaft hört, und frage sich wie jener Kämmerer aus Morgenland: „Verstehest du auch was du hörst?“
O quantum est in verbis, in literis, in vocibus inone!

Von dieser Wortschlenderey muß sich ein denkender Jüngling früh entwöhnen, denn mit ihnen hat er nicht denken gelernt, sondern das Denken verlernt. Es hat sich in ihm eine Wortweise zusammen gezogen und Figuren gebildet, die sich in ihm wie ein Agat verhärten, und doch nur Vorurtheile, d. i. fremde Urtheile einer fremden Gedankenweise sind, an der die innere Kraft seiner Seele wenig oder gar keinen Theil nimmt. Er wird ein Slave fremder Gedanken und Meinungen, ohne daß er die Ketten auch nur fühle, oder daß er frey und selbstthätig zu werden auch nur strebe. Lebenslang ist und bleibt er ein Nachsprecher, ein Wortstreiter, Worthändler. „Ach,“ sagte der Affe jener Fabel: „schöne Larve! Schade, daß es ihr an Hirn fehlt!“ — Ach, können wir zu manchem Redner und Schriftsteller sagen, schöne, hellklingende Wortmaschine! Schade, daß sie so wenig als das Clavier oder als — — Sprachmaschine denkt! —

Was thun wir, wenn wir gehen, sprechen, zeichnen, Tanzen lernen? Nicht wahr? wir üben und vollführen ein Werk; wir machen's nach, bis wir's können; bis es gelingt, mit unsern Kräften, mit unsern Gliedern. So bey sichtbar in die Augen fallenden Künsten; bey unsichtbaren, und bey der unsichtbarsten von allen, dem Denken, findet das Lernen auf keine andere Weise Statt. Seine Gedanken kann mir der Lehrer nicht eingeben, eintrichtern; meine Gedanken kann, will und muß er durch Worte wecken, also, daß sie meine, nicht seine Gedanken sind. Worte sind bloß das Instrument; dieß muß ich mit eigenen Kräften, auf meine Weise brauchen lernen, oder ich habe nicht gelernt. Der beste Prüfstein also, ob jemand etwas gefaßt hat, ist, daß er's nachmachen, daß er's selbst vortragen kann, nach seiner eigenen Art, mit seinen eigenen Worten. Merkt euch dieses, ihr Rhetoriker! Das ewige Wenden und Drehen vom Subject auf's

Prädicat, vom Prädicat auf's Subject: „Wer hat dich erschaffen? wen hat er erschaffen?“ ist noch kein Katechesiren, sondern ein leibhaftes Wortjähnen, da man den Mund zur Rechten und Linken, auf und abwärts zieht. — In eigenen Worten muß man katechesiren; eigene Worte muß man dem Katechesirten heraus locken, seine eigensten Worte; diese, diese allein bezeichnen seine eigenen Gedanken. Ihnen muß man folgen, an sie seine eigenen Gedanken knüpfen; so lernt man lernend. Wie in allen Künsten die eigene Übung Alles, Alles und ohne sie keine Kunst ist, so ist in Wissenschaften nichts ohne eigene Auf-
sätze in seiner eigensten Gedankenmanier, in der man sich kein einziges unverständenes Wort erlaubt. Die Gedankenweise des Lehrers ist dem Lernenden nur Vorbild, wie im Zeichnen der Schüler die Vorschrift oder das Gebilde des Meisters nachformt, nachzeichnet.

So rein und einfach dieses Gesetz der Kunst und der Natur ist, so viel sagt es für Lernende und Lehrende. Es gebietet dem Lehrer, daß seine Gedankenform, seine Art des Vortrags in der Seele des Lernenden ein Vorbild und Muster werden könne; denn nicht nur das, was er sagt, sondern wie er's sagt, d. i. wie er's wohl oder übel verstanden denkt, ist Lehre, d. i. es weckt Gedanken und geht in die Seele des Lernenden über. Die große Ordnung der lebenden Natur verknüpft alle Wesen durch einen stillen Übergang lebendiger Nachahmung. Wie wir bey einem Wahnsinnigen wahnsinnig werden, bey einem Stammelnden, ohne daß wir's wissen, mitstammeln lernen, wie liebliche Worte, liebliche Geberden und Gedanken von denen, mit welchen wir leben, in uns übergehen, so auch die Gedankenweise des Lehrers bey'm Vortrag der Wissenschaft, gleichsam die Melodie seiner Seele. Wehe dem, der schlechte Gefänge, oder gute Gefänge schlecht singt! Er verirrt damit das Organ und die Gedankenform seines Lehrlings, dem es oft besser wäre, er hätte nichts, als dieses also gelernt. Wer sich begnügen wollte, es sind ja doch Schälle Töne, oder im Felde der Wissenschaft, es sind ja doch Wissenschaften,

die er lernte: der erinnere sich, daß auch die Thiere Schälle hervor bringen, manche aber sehr unangenehme Schälle und Töne, und daß jede Wissenschaft und jede Kunst nur Ein Maximum der guten Darstellung habe, das zu ihr gehört, das keiner andern Wissenschaft oder Kunst, als höchst ungeschickt, anzupassen ist, in ihr selbst aber ein unerlässliches Gesetz ist. Allenthalben ist die Wahrheit nur Eine, und diese Wahrheit hat allenthalben nur Eine Form, die ihr an diesem Orte die einzige, die beste ist, wie es zu zwey Puncten nur Eine gerade Linie gibt, und jede Kreislinie, sie sey groß oder klein, vier rechte Winkel einschließt. Recht lernen und recht lehren, bestimmen also einander wie entgegen gesetzte Winkel; durch fremden Fleiß kann jemand zwar gelehrt, *lettré*, aber nicht gebildet, *cultivé*, noch weniger *savant* werden, im echten Sinne des Wortes. Eigene Bildung erlangt man unter der Hand und Leitung eines rechtschaffenen Lehrers nur durch eigenen Fleiß, durch eigene Bildung.

Hiernach erklärt sich nun auch, was es heißt, nicht der Schule, sondern dem Leben lernen. Der Schule lernt man auf eine gute Weise, wenn man ihr Ehre macht, wenn man das Gepräge mit sich nimmt, man sey in einer guten Schule gewesen; ein Gepräge, das sich nie verwischt, das immer kenntlich und lobenswerth bleibt, Zutrauen erweckt, und auf der Bahn des Lebens viele Vortheile gewährt. Gewiß ist's Lob und Empfehlung für einen Menschen, wenn man sagt: er hat Schule; dagegen einem Nips-Naps, der von keiner Schule weiß, Festigkeit, Bestimmtheit in seinen Arbeiten fehlet. Dem Wort Schule ist die Welt in allen Künsten und Wissenschaften viel schuldig; Übung unter einem guten Lehrer gibt ein sicheres Hand- und Augenmaß, eine vernünftige Tendenz, eine feste Regel. Auch wenn der Lehrling sich vom Lehrer entfernt, bleibe er auch nicht ein Zweig auf seinem Stamm, auf seiner Wurzel, so nimmt er doch seine Art mit sich, und sproßt weiter. So fern ist's also gut, der Schule lernen, d. i. Alles das lernen, was man in ihr lernen kann, und es schulmäßig, d. i. fest, bestimmt, recht lernen.

Auch noch in einem andern Verstande ist's erlaubt, der Schule lernen, wenn man nämlich selbst ein Lehrer werden, d. i. die Wissenschaften fortpflanzen will, so daß aus dem Lehrling ein Gesell, ein Altgesell, ein Meister werde u. s. f. Da aber solcher Zunftlehrlinge doch in einer Schule immer die wenigsten sind, so bleibt's für die meisten ein heiliger Spruch: nicht der Schule lernen, sondern dem Leben.

Was heißt dem Leben Lernen? Offenbar, was nützlich ist im Leben, was angewandt werden kann, wodurch wir besser leben lernen. Da aber das Leben so viel und mancherley bedarf, da der Anwendungen und Nuzbarkeiten so viele, und gewiß nicht alle unmittelbar sind, indem eine Kenntniß auf die andere bauen, der andern forthelfen muß: so wäre es thöricht, bey allem, was ich lerne, zu fragen: wozu kann ich's anwenden? was wird mir's bringen oder helfen? — Thor, übersiehst du dein Leben, und weißt alle Umstände vorher, in die du kommen kannst? Weißt du, was in jedem Geschäft, in jeder Minute brauchbar oder entbehrlich sey? Wenn du Geld sammelst, fragst du, oder weißt du bestimmt voraus, wozu du es anwenden, — wenn du eine Sprache lernst, weißt du, mit wem du die Sprache sprechen werdest? Also führt der Ausdruck: „dem Leben lernen“ darauf zurück, daß man sich selbst in allen seinen Anlagen und Fähigkeiten, in Seelen- und Leibeskräften zu dem Bilde, was Leben heißt; an sich, so weit es Gelegenheit, Zeit, Umstände verstatten, nichts roh, nichts ungebildet lasse, sondern dahin arbeite, daß man ein ganz gesunder Mensch für's Leben und für eine uns angenehme Wirksamkeit im Leben werde. Hierdurch bekommt also jeder seine eigene Lection zu lernen, die für ihn und für keinen andern gehört. Wie Einer seine Seelenkräfte, seine Organe, seine Umstände, seine Lebenszwecke, seine Kräfte und das Maß derselben selbst am besten kennt, und durch Erfahrung erprobt, so lerne Er für sich und für keinen andern, für sein Leben.

Abgeschlossen wird hierdurch in unserem Lernen nicht nur alles völlig Unnütze, sondern auch alles uns Fremde, was nicht

zu uns gehört. Kindisch ist's auch, sich mit fremden Flecken und Lappen auszusmücken, wenn man ein eigenes ganzes Kleid, das unserem Körper gerecht ist, sich selbst schaffen kann und soll. Wahnsinnig ist's, sich seine Augen ausstechen oder abstumpfen, um durch ein fremdes Glas sehen zu lernen. Vielmehr übe und bilde alle deine Seelen- und Leibeskräfte, und zwar in gutem Verhältniß; so lernst du dem Leben.

Wie dieß geschehe, muß jedem sein eigenes Herz und der Rath eines verständigen Lehrers sagen, unter dessen Leitung er sich bildet. Wer vor lauter Fleiß in der Schule dumm wird, wer sich blödsinnig, hypochondrisch, schwach und krank studirt, wer Seelenkräfte bildet, und den Körper vernachlässiget, gleich als ob er ein purer guter Geist wäre; wer eine Seelenkraft, z. B. die Einbildungskraft, das Gedächtniß, ohne die andere, den Verstand, die Überlegung pfleget; wer für den Kopf studirt, ohne ans Herz zu denken; und ein Anderer, der immer nur in Empfindung schwimmen will, ohne sich mit kalter Kühnheit richtiger Begriffe zu befeißigen; wer mit allem tändelt, und eine ernste anhaltende Mühe wie die Hölle flieht: alle diese lernen nicht für's Leben; denn im Leben muß der ganze ungetheilte Mensch, der gesunde Mensch mit allen seinen Kräften und Gliedern, er muß mit Kopf und Herz, mit Gedanken, Willen und That, nicht etwa nur im Spiel, sondern auch im höchsten Ernst, nicht nur wohlgefällig, sondern auch mächtig wirken; wer dieß nicht kann, wer sich hierzu nicht frühe geliebt hat, der hat nicht für's Leben gelernt. Und o, wen straft hier sein Gewissen nicht! wie Manches lernten wir, was wir wohl hätten vorüber gehen können, und gaben ihm eine Zeit, die wir dem Nothwendigeren, weil es uns nicht angenehm war, entzogen! Wie Manches versäumten wir, was doch das Leben nothwendig fordert, und durch dessen Entbehrung wir dann beständige Himpler und Hampfer in der Kunst des Lebens, wie in unserem Geschäft bleiben! Erwache, Jugend, und lerne für's Leben! Die Zeit, für welche du erwachst, und dich bereitest, braucht gewiß lebensgelehrte Männer, d. i. Männer, die leben

gelernt haben, Männer von richtigen Sinnen, von gesundem Augenmaß, von fester Hand in allerley Künsten, von gesundem Ohr, recht zu hören und zu fassen, was gesagt wird, und darauf recht zu antworten, also auch von reinem gesunden Ausdruck, Bekanntschaft mit Dingen der Natur, mit dem Zustande der Welt, mit ihren Bedürfnissen und Geschäften, wodurch ein richtiger Verstand, eine reine tüchtige Überlegung gebildet wird. Die Zeiten, daß man Schäfergedichte macht, Anakreons Lieder übersetzt, oder sonst mit der Sprache und Poesie tändelt, sehen auch bey der Jugend vorüber; denn das Leben, wozu sich Jünglinge zu bereiten haben, fordert andere Geschicklichkeit als anakreontische oder Schäferlieder. Mit dem Jahre 1800 ist in manchen Dingen eine andere Zeit eingebrochen, die mit 1801 u. s. f. fortschreitet; neuen Fleiß, neue Emsigkeit weckt dieser neue Zeit-Cyclus auf, in Ernst und Überlegung. Ihr Jünglinge, geht einem neuen Jahrhundert entgegen, in welches wir als Alte, halb abgelebt eintreten; lernet dem neuen Jahrhundert, in ihm zu leben.

Endlich da das Leben nicht nur neue Kenntnisse und Gedanken, sondern auch Willen, Triebe, That braucht, und in diesem vor allem das Leben besteht, so wendet sich der Spruch, nicht der Schule, sondern dem Leben zu lernen, vorzüglich auf Bildung des Herzens und des Charakters. Was nülfe es, tausend Kenntnisse und keinen Willen, keinen Geschmack, keine Lust und Triebe zu leben, honett und rechtschaffen zu leben, haben? Im Willen leben wir; das Herz muß uns verdammen oder trösten, stärken oder niederschlagen, lohnen oder strafen; nicht auf Kenntnisse allein, sondern auf Charakter und Triebe, auf die menschliche Brust ist die Wirksamkeit und der Werth, das Glück oder Unglück unsers Lebens gebauet. Leben lernen heißt also, seine Neigungen eine gute Richtung geben, seine Grundsätze reinigen, befestigen, stärken, seine Vorsätze läutern und tapfer begründen; nicht mit dem Kopf allein, sondern auch mit dem Herzen existiren gegen Ältern, Freunde, Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Fremde; sich Sitten erwerben, anständige,

frohe Sitten, liebenswerth machend vor Gott und den Menschen. Leben lernen heißt, die Stunden des Tages wohl eintheilen, sich Ordnung im Geschäft geben, und sie mit strenger Munterkeit erhalten; den Ergeglichkeiten, dem Schlaf, der Trägheit nicht mehr Zeit einräumen, als ihnen gebührt; sich Vorschriften machen, wodurch man seine Schwäche überwindet, seine eigenthümliche Schwäche, die niemand besser kennt, als wir selbst, die zu überwinden uns am schwersten wird, und die die Eigenliebe so gern in Schutz nimmt; bestehe diese worin sie wolle, sey es Hang zu Stolz, zu thörichter Einbildung von sich selbst, an der so viel junge Leute unsers Zeitalters krank liegen, mithin zu Geringschätzung und Verachtung Anderer; oder Neigung zu Haß, zu Born, zu Menschenfeindschaft oder zu Verzagtheit, zu Kleinmuth, am meisten zu Uppigkeit, zu Wollust, Trägheit, zu Ländelei mit dem andern Geschlecht. Durch alle diese Neigungen, wenn sie überhand nehmen, verliert, verändelt, entnervt, vergällt der Jüngling sein Leben, und schafft sich keine andere Aussicht, als sich und Andern zur Last zu werden, das Leben einst selbst als eine Bürde zu tragen, oder zu vergeuden und zu verlieren. Von allen diesen Feindinnen des Lebens hinweg, ihr Jünglinge! — Lernt leben, gesund, würdig und glücklich leben!

Rede über das Fortschreiten des menschlichen Geschlechtes zu höherer Vollkommenheit und Glückseligkeit. Am 12. April 1791 gehalten von G. W. Ch. Starke.

Das mir anvertraute, ehrenvolle Geschäft eines Lehrers von Jünglingen führt mich natürlich oft in das zunächst angränzende, mit jenem bisweilen tief in einander laufende Gebieth der Erziehung, und da hat man denn die große, schöne, und mit aller Kraft des wahrhaft Erhabenen den Geist und das Herz nährenden Aussicht auf Entwicklung und weitere Beglückung des menschlichen Geschlechtes über-

haupt; eine Aussicht, an deren Lieblichkeit man sich zu sehr weidet und stärkt, bey deren Betrachtung man sich zu selig fühlt, als daß man nicht oft zum Genuß derselben zurück kehren, als daß man nicht die Gedanken oder Träume, — wenigstens gewiß unschuldige Träume — die dieses Anschauen weckte, dann gern äußern sollte, wenn man nicht anders als vergnügt seyn kann. Das wird mich entschuldigen, daß ich in Ihrer Gegenwart, mit deren erheiternden Eindrücken ich unmöglich andere, als angenehme Vorstellungen in Zusammenhang bringen kann, von dem Fortschreiten der Menschheit zu höherer Vollkommenheit und Freude zu reden wage. Vollständigkeit werden Sie von der Kürze der Zeit nicht fordern, und wenn Ihnen meine Erwartungen hin und wieder zu frisch und blühend erscheinen sollten, so werden Sie nachsichtig bedenken, daß man schwerlich seinen Stand verläugnet, und mir verzeihen, daß meine Hoffnungen eine jugendliche Farbe annahmen, da ich unter Jünglingen lebe in den Gefilden der Hoffnung.

Fortgehen auf der Bahn des Guten und der Vervollkommenung, und ähnliche, diese Begriffe bezeichnende Wörter und Ausdrücke scheinen immer noch weit Mehreren, als man denken sollte, so bedeutungslos und unbestimmt, oder gar bedenklich, daß sie ihnen nicht bloß Mißtrauen und Zweifel, sondern wohl gar Unwillen und Verdruß erregen. Da bietet sich nun gleich die traurige Erfahrung dar, daß es manche nicht gar gute Menschen gibt, die wahrlich nicht bloß aus Mangel der genauen Kenntniß des Alten und Neuen, was immer noch Nachsicht verdiente, sondern aus Eigennutz, und um gewisser Plane willen, die sie bey der Verbesserung des Menschengeschlechtes aufgeben zu müssen glauben, die gute Sache selbst verdächtig zu machen suchen, Aufklärung und Unglauben, Irreligiosität und Neuerungen, Veränderung und Verderbniß mit lautem Wehklagen so in einander wirren, und dabey so leidenschaftlich schreyen, daß Mancher, der nicht einmahl weiß, wovon die Rede ist, angesteckt wird, und so sehr er es vermag, darüber mitschreyt. Ich habe darüber nur Folgendes zu sagen:

Es war einst in einer Stadt ein herrschsüchtiger, habfüchtiger Mann, dem die guten, weisen Einrichtungen seines Landesherrn nicht gefielen. Verrätherisch stiftete er einen Aufruhr, zu welchem er durch Anschlägen der Sturmglocken das Zeichen geben ließ. Man lärmte, man stürmte, man schrie Feuer, und der gewaltige Auslauf, welcher entstand, war den Absichten des unruhigen Kopfes sehr gemäß. Indes hörte man das Läuten der Glocken auch in den benachbarten Dörfern, und mancher ehrliche Kirchner sagte wohl: „Es muß doch Feuer seyn; man stürmt, ich will in Gottes Nahmen auch stürmen,“ — und stürmte in aller Unschuld mit zu einer schlimmen Sache. In der Stadt aber stillte ein edler und verdienter Bürgerfreund und treuer Diener seines Fürsten, den Aufruhr mit den Worten: „Brüder, geliebte Mitbürger, laßt das Lärmen! Es brennt nirgends; man will euch zur Empörung aufwiegeln, aber dazu seyd ihr zu brav; ihr wißt, daß euer Landesvater es gut mit euch meint, ihr werdet seine Entwürfe zu euerm Besten nicht stören, geht ruhig nach Hause, lebt euern Pflichten und euern Geschäften, und wenn einmahl wirklich Feuer ist, dann lärm, damit man lösche, oder noch besser, löscht, ohne zu lärm!“

Ein gleich guter Erfolg ist den Aufforderungen derer zu wünschen, welche bey dem stürmischen betäubenden Geschrey der Mißvergnügten und Übelwollenden in Gottes weitem Reich, die das Gute gern zum Bösen herab lästerten, und den frohen, heitern Muth, der zu nützlicher Wirksamkeit so nöthig ist, gern lähmten und erdrückten, ihren Mitbürgern in Gottes Staate zurufen: „Laßt euch nicht irre machen; der Zustand der Menschheit ist nicht so verzweifelt, als ihn mancher vorstellt; trauet euerm großen Vater zu, daß er euer Glück will; seine Entwürfe zum Besten seiner Kinder wird nichts stören; thut treu und eifrig, was ihr könnt, zur Erreichung seiner Absichten, und übrigens seyd ruhig und getrost und der festen Zuversicht, daß er selbst die Lasten von Schutt, die menschenfeindliche Absicht dem Guten in den Weg wirft, zur Ebnung und Vesserung der Bahn der Vollkommenheit gebrauchen kann und wird.“

Gottlob, daß es der Leute immer nur wenige gibt, gegen welche solche Ermunterungen nöthig sind! Ich wende mich von diesen, um mit wahrer Achtung und warmem Antheil auf die Klagen der Redlichen zu hören, die sich des Gedeihens der Menschheit aufrichtig freuen, und ihr Wehe mit Schmerzen beweinen; aber, durch unbestimmte Begriffe hin und her getrieben, oder durch überspannte Erwartungen mehrmahls betrogen, endlich alle Hoffnung aufgaben und die immer lauter und allgemeiner werdende Stimme von Erhöhung menschlicher Vollkommenheit wohl gar für die letzten Großsprechereyen und prahlerischen Vorspiegelungen eines Kaufmannes halten, der nächstens aufhören wird zu zahlen! Ach Gott! sagen sie wohl, eure Verkündigungen eines bessern Zustandes der Menschen sind Redner-Diaben, Dichterphantasien, gutmüthige Schwärmereyen, schwindelnde Träume. Noch ist den Erdenbewohnern keines von den ihrem Geschlechte eigenthümlichen Leiden und Gebrechen abgenommen, noch sind so viele Wangen naß von Thränen, noch hält mannigfaltiges Elend und beugender Druck so manchen nieder, noch stürzen oft Verwirrungen und Gährungen alles durcheinander, und zertrümmern das Gute mit dem Bösen, noch hält Irrthum und Aberglaube unzählige Seelen gefesselt; und wenn man bedenkt, was die Menschheit seyn könnte, und hinsieht, was sie ist: so wendet man bekümmert die Augen, und windet wehmüthig die Hände über das Ringen und Kämpfen, mit welchem sie zur Vollkommenheit aufstrebt, und über die Kraftlosigkeit, mit welcher sie immer wieder zurück fällt. Liebe, gute Zweifler, laßt uns muthig hinsehen auf die trüben Bilder, die uns ängstigen, laßt uns eines nach dem andern mit festem Blicke beschauen! — „Die Menschen dulden die Leiden der Menschheit.“ — Freylich wohl; aber kann es, darf es denn anders seyn, ohne Zerrüttung der weisen Plane des Ewigen, nach welchem nun gerade auf unserem Planeten Geschöpfe durch immer wechselnde Umstände, und durch vermischte Umstände gebildet werden sollen; nach welchen die sorglosen Spiele im Paradiese der Kind-

heit und alle Beschwerden des Greises, die süßen Schwärmeren der Jugend und ihre unwillkommenen Auflösungen, der Brautaltar und die Gräber unserer Theuern, alle Seligkeiten des häuslichen Glückes und der Gram, der über dem Sarge des Kindes, des Gatten, mit verhülltem Angesichte hängt, gleich wirksame Erziehungsmittel sind; nach welchen wir durch bunte Wiesen und dürrn Sand, durch saatenreiche Felder, durch Blumengärten und über Todtenäcker zu einer Vollendung geführt werden, in welcher wir einst mit freyerm, kraftvollerem Geist alle durchgespielten Scenen der Vergangenheit in Ein großes vollkommenes Gemälde vereinigen, bey dessen Überblick aus der Fülle von Vorstellungen und Empfindungen ein Entzücken hervor geht, dessen wir ohne das nicht fähig seyn würden! — „Die Menschen seuffzen aber auch unter Bedrückungen und Übeln, die aus ihrer Natur, ihren Vorzügen, ihrer Bestimmung nicht nothwendig entspringen.“ — Es ist wahr; doch sollte die allwaltende Vorsicht mit dem Wehe Aller nicht erhabene Vortheile verweben, so wie der Einzelne durch Noth und Verlegenheiten zur Lebensweisheit geführt wird; so wie nach der Beobachtung der Menschenkenner anhaltende Schwächen, und entstellende verückende Krankheiten, die vielleicht durch Mißhandlungen liebloser Pfleger entstanden, gemeiniglich die reinste Milde des Herzens, die bescheidenste Gutmüthigkeit erzeugen? — „Verwirrungen und Gährungen?“ — O die müssen unter der höhern Leitung oft etwas viel Wohlthätigeres wirken, als ihre Stifter wollten. In Gottes Welt, in Gottes Fügungen löset sich der brausendste Stoff zuletzt in Schönheit, und das schreckendste Getöse in Harmonie auf. Das fürchterlich erschütternde Gewitter bleibt immer Segen, selbst wenn es einen Pulverthurm sprengt; das geschieht indeß nur selten; gewöhnlich blizt es nur und donnert, und dann sagt wohl das zagende Kind: „Ach, warum donnert's doch auch?“ — wenn sich schon der Erfahrene

freut, wie es nun bald so lieblich kühl seyn, und frisch umher duften, und so schön grünen und blühen und reifen wird. Gott winkt, und aus wüster Verwicklung entspringt Ordnung; auf der Stätte verbrannter Hütten steigen prangende Palläste empor, und aus Asche und zerfallendem Staub, aus Blut und Gebeinen, windet sich Leben, Bewegung und Kraft.

„Noch herrscht Irrthum und Wahn.“ Man sieht es also doch schon ein, daß es Irrthum und Wahn ist? Sollte sich hier nicht eine reiche Ernte von Wahrheit hoffen lassen, da Irrthum, der allgemein für richtige Einsicht gehalten ward, schon oft selbst das Mittel zu seiner Widerlegung und zu den überraschendsten Erfindungen werden mußte? Der alte Geograph Ptolomäus nahm irrig Asien viel weiter gegen Morgen ausgedehnt an, als es ist; durch die nach seinen Vorstellungen gezeichneten Karten verführt, glaubte man dasselbe noch in dem durch seine Schifffahrten so berühmten fünfzehnten Jahrhundert, und weil man die östlichen Gränzen Asiens bisher auf keinem andern Wege gefunden hatte, so meinte man, nur in entgegen gesetzter Richtung gegen Abend schiffen zu müssen, um an das äußerste Ende von Indien zu kommen. Columbus that dieß, und fand Amerika, machte, vielleicht nicht weniger durch einen Irrthum, als durch seine Kenntnisse getrieben, die größte, die erstaunlichste Entdeckung der alten Geschichte.

„Die Menschheit ringt mit Thränen nach höherer Vollkommenheit.“ — Sie ringt also doch darnach! O das ist ein hoffnungsvoller Zustand! Der Knabe, der nach Wissenschaft und Ausbildung lechzt, der, wenn sein Fleiß mit äußerer Noth, und sein Genie mit harter Armuth kämpft, bitterlich bey dem Gedanken weint, daß er vielleicht nicht werden solle, was er gern werden möchte, gibt einen entzückenden Anblick; der kann etwas Großes werden! Gewiß, die Menschheit, die mit ängstlicher Sehnsucht nach Veredlung dürstet, wird in der Veredlung fortschreiten. — „Aber doch langsam, unabsehblich langsam!“ sagen von neuem die gutgesinnten Zweifler; „denn wo sind die zusam-

men gefestten, mit allgemeiner Übereinstimmung übernommenen Vorbereitungen, die großen überdachten Entwürfe, die angestrenzten Bemühungen, die jenem erhabenen Zweck angemessen wären? Hier und da eine schwache Stimme, ein leicht verhallender Zuruf, hier und da ein einzelner Mann, was werden die fruchten? — Nun so fehlt es also nicht an allem absichtlichen Wirken zum Guten. — O seyd unbesorgt, seht, alle Sonnen, alle Erden Gottes hängen an — Nichts, was in die Sinne fällt, hängen nur an ihrer Stellung und Richtung gegen einander. Eine uns unsichtbare Rückung in dem großen Weltall, — und Sonnensysteme taumelten zerfallend in einander; aber der Allmächtige hält sie durch den Stand, durch den Zusammenhang, den er ihnen gab, und Stellung, Fügung und Anordnung der Umstände wirkte von jeher in den Begebenheiten des menschlichen Geschlechtes so mächtig, daß an der Wahl einer Stunde oft das Wohl von Nationen hing, daß ein Blick, ein Wort nicht selten über ganze Reiche entschied, daß das, was jeder eine Kleinigkeit nannte, Licht und Segen über Jahrhunderte brachte. Der junge Alexander durfte nur noch einige Jahre leben, so hätte der unwiderstehliche Zerstörer, mit der Kraft Europa's und Asiens gerüstet, vermuthlich seine Plane auf Italien ausgeführt, und die Römer niedergeworfen; und die Römer waren doch zur Erreichung so manches Zweckes bestimmt. Der wunderbare kraftvolle Hannibal stand hernach zermalmend in Italien, und hätten nicht in Carthago neidische Gegner, eifersüchtige Nebenbuhler seiner Größe, seine gehörige Unterstützung verhindert, so hätte er wahrscheinlich Rom zertrümmert; und wie ganz anders wäre alles geworden, wenn Rom schon damals fiel, dessen Welt Herrschaft und Sprache auch die Ausbreitung des Christenthums erst noch befördern sollte. Wenn August nur nicht gerade den schwachen, unklugen, unbesonnenen, zuversichtlichen Varus gegen Hermann und die Deutschen schickte, so hätten die

Deutschen der römischen Kunst wohl unterliegen müssen, so wäre unser Vaterland, wie Gallien, wie Spanien, eine römische Provinz geworden, so gäb' es keine deutsche Sprache mehr, so hätten wir eine ganz andere Weltgeschichte. Der große Britte Newton stand, verloren in fruchtlosem Streben seines Tieffinns zur Erklärung der Umwälzung der Planeten um die Sonne und des ganzen Weltgebäudes, unter einem Baume; da fiel ein Apfel von Baume, und siehe! — die Neigung des Apfels zur Erde mußte gerade mit seinen damaligen Untersuchungen so glücklich zusammen treffen, daß ihm wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele leuchtete, der den Physikern und Astronomen hernach so viel zu denken, so viel zu forschen gab. Das kleine Insect, das einst den Apfel stach, daß er eben damals fallen mußte, das Nistchen, das ihn abbrach, ist unbeschreiblich wichtig in der Geschichte des menschlichen Geistes. Wir wollen also zur weitem Ausbildung der Erdbewohner nicht gerade nur auffallende Ereignisse, nur in die Augen glänzende Begebenheiten und Anstalten wünschen und fordern. In Gottes Haushaltung wirkt auch das Kleingenannte viel. Ein Mann, der thätig ist, wie und wann er muß, ein weises, wahres, gutes und freymüthiges Wort zu seiner Zeit, eine Thräne, von zärtlicher Menschlichkeit geweint, in dem Augenblick, in welchem eine Thräne etwa ein Herz für das Gute erweichen könnte, bringt oft mehr zu Stande, als man berechnen kann. Und glauben wir bisweilen einen zu langen Stillstand der Menschheit zu bemerken, so wollen wir, wenn wir nur in unserem kleinen Kreise nicht müßig sind, immer, mit Gottes Fügung zufrieden, schon froh seyn, daß nur nicht dieß und jenes geschieht, was sie zurück stoßen könnte; schon froh seyn, daß nur keine neuen Schwierigkeiten erregt, daß keine neuen Hindernisse in den Weg geworfen werden, die sie aufhalten könnten; wollen dankbar seyn, auch für das, was verhütet wird.

* * *

Sprechen dergleichen allgemeine Betrachtungen

für die Hoffnung, daß es mit dem menschlichen Geschlechte allmählig immer besser werden wird: so redet die Erfahrung, so reden die Jahrbücher der Geschichte, und besonders die Urkunden und Denkmähler der neuesten Zeiten noch lauter und erfreulicher dafür. — Wer in der Welt, in welcher er lebt, nur nicht ganz ein Fremdling ist, dem muß es doch als gewiß erscheinen, daß man die Würde, den angestammten Adel, die erhabene Bestimmung und die heiligen Rechte der Menschheit immer mehr erkennt und achten lernt; daß widernatürlicher Druck, Leibeigenschaft und Tyranny immer seltener wird; daß, unter der Pflege des wohlthätigen Zutrauens zu dem Verstand und Herzen unserer Brüder, edle, nur selten mißbrauchte Freymüthigkeit immer mehr gedeiht, daß die Gerechtigkeitspflege weiser, leichter, philosophischer ward; daß auf Europa's Königsstühlen und Fürstenthronen mancher Vater seines Landes, mancher liebenswürdige Vormund für die noch nicht ganz erzogene Weisheit und Tugend, manche Zierde der Geschichte glänzt; daß Wildheit, Rohheit, Grausamkeit sich immer mehr verliert; daß die zärtliche Stimme des Mitleids, der milde Anhauch der Menschlichkeit, selbst den Arm des würgenden Kriegers hemmt. Wem Vorurtheile nur nicht das, was wirklich ist, durchaus verschleiern, der wird es doch nicht zu läugnen wagen, daß das Ungeheuer Aberglaube so bis auf die letzten Zuckungen niedergekämpft und erschöpft ist, daß es auch den künzlichsten Versuchungen schwerlich gelingen möchte, es in sein voriges frisches Leben zurück zu rufen; daß man in jedem Felde des menschlichen Wissens mit Riesenschritten vorwärts gegangen ist; daß die Wissenschaften, indem sie eine immer gemeinnütziger Richtung und immer mehr das schöne Gepräge weltbürgerlicher Weisheit erhalten, darum wahrlich nicht leichter geworden sind, nicht an Gründlichkeit verloren haben; daß die erleuchtende Philosophie, indem sie sich herab läßt, mit dem Tagelöhner in seiner Sprache zu sprechen, doch gleich geschmeizig sich mit Kant, oder durch Kant veranlaßt, in die über-

sinnlichsten Höhen erhebt, um von da aus die Gebäude und die Werkstatt der menschlichen Vernunft zu mustern; daß man in dem gränzenlosen Gebiete der Naturwissenschaften die erstaunlichsten, die überraschendsten Entdeckungen gemacht, und der Natur ihre verhülltesten Geheimnisse so abgelauert und abgepreßt hat, daß die Bacon's, die Guericke, die Newton's darüber erstaunen müßten, was sie von ihren Schülern lernen könnten; daß es der Geschichte gelungen ist, Diplomatie, Philosophie und Beredsamkeit zu verschwistern; daß die Philologie noch immer so fleißig ist, als sonst, Gold und Perlen für die Weisheit aus den Schatzkammern der Alten zu holen, ohne so oft durch wildes Gezänk über den Gräbern der Vorwelt und durch kleine Spielereyen mit altem Staube die griechische Grazie und den römischen Ernst von sich zu scheuchen, an deren Hand sie so geschäftig ist, daß Poesie, Beredsamkeit und jede schöne Kunst jugendlich blüht; daß Unterricht und Erziehung immer mehr öffentliche Angelegenheit geworden, und dadurch ihrer Vollkommenheit näher gekommen; daß die Anstalten zur Lehre und Bildung vervielfältigt oder unterstützt, befördert und verbessert sind. Religion und innere menschliche Vortrefflichkeit haben unstreitig gewonnen *). —

Sollte nach dem allen die Menschheit nicht fortgeschritten seyn im Guten und in der Veredlung? und sollte sie nun nicht immer weiter fortgehen? Sie hat die Stimme des gutgemeinten Tadel's nicht verschmäht, sie hat den Ruf der freymüthigen Einsicht gehört und befolgt; sollte sie das nicht ferner thun? Sollte es nicht beachtet werden, wenn der Menschenfreund seine Brüder auffordert, noch nicht alles für gethan zu halten in dem Garten Gottes, sich noch nicht zum Schlaf hinzulegen, sondern fortzuarbeiten, damit das noch übrige Unkraut getilgt wird? wenn er ihm dabey mehr Vorsicht empfiehlt, als

*) Da der Redner von nun an sich etwas zu breit macht, und in Wiederholungen verfällt, so folgt das Weitere mit einigen Abkürzungen.

oft die Besten gebrauchten, damit das gute Gewächs nicht mit dem schädlichen ausgeraut, damit durch übereilte unvorbereitete Änderung die gründliche Besserung nicht gehindert wird? Sollte es nicht fruchten, wenn die Bearbeiter der praktischen Philosophie auf den Lehrstühlen, und ihre mächtigeren Freunde auf den Thronen, sich immer mehr vereinigen, den einen großen Streit, der noch nicht ganz geschlichtet ist, den unnatürlichen Streit zwischen der Tochter auf der einen, und der Mutter und Erzieherinn auf der andern Seite, den Streit zwischen Politik — und Naturrecht und Moral in Harmonie aufzulösen? Sollte man nicht merken auf die redliche Anzeige, welchen Altern, welchen Ständen, und an welchen Mitteln zu ihrem Wohl es noch fehlt? Sollte man nicht verstehen die gegründeten Warnungen vor den wirklichen Fehlern unsers Zeitalters, vor der üppigen Sinnlichkeit und ihrem fürchterlichen Gefolge, vor dem despotischen Luxus, der seine Diener nur auf sich einschränkt, das Gefühl für echte, lautere Freude und für die Menschheit abstumpft, und den Sinn für Arbeit und für das Edle und Große erstickt? Sollte man nicht hören auf die Ermunterungen, mehr, als es geschieht, nach dem stillsten, aber wahrsten, nach dem häuslichen Glücke zu ringen, weil man Ruhe und Lust und Segen schwerlich unter Andere theilen kann, wenn man sie nicht selbst im Hause hat? Ja, ja, Erhöhung und Vollkommenheit des menschlichen Geschlechtes! du bist kein Traum, und wenn der große Vater dich nicht so herbey führt, als seine Kinder denken, so können die Erfolge wohl anders, aber sie müssen besser seyn. Ja, die Zeit wird kommen, da die Menschheit blühen wird in unverkannter Vortrefflichkeit, in unverklümmertem Besitz ihrer eigenthümlichen Schätze; da man in dem ärmsten Hüttenbewohner, in dem niedrigsten Diener die Menschheit achtet; da der mutrige Krieger, dem ein edles Herz unter der feinen Uniform schlägt, in dem ihm unterworfenen Mann, dem ein edles Herz unter der gröbern Uniform schlägt, den Einen gemeinschaftlichen Adelsbrief nicht übersehen wird, der

allenthalben gelten muß, weil Gott ihn schrieb, die Menschheit; da Handel und Mäkeley mit Menschen wie mit Waaren aufhört; da man es beherzigt, daß auch ein schwarzer Mensch ein freygebornes Kind im Hause Gottes ist, daß auch einer schwarzen Mutter das Herz blutet, wenn man ihre Kinder zu harten Frohnen peitscht, und daß Gott nicht will, daß den Müttern das Herz bluten soll; da Reiche und Arme glücklicher neben einander wohnen, weil diese durch jene gebildet, in Thätigkeit gesetzt und versorgt, Nahrung und Kleidung, Bett und Dach, wenn auch nicht so schön, doch eben so für das Bedürfnis haben. Die Zeit wird kommen, da heller Verstand mit jugendlich unverstimmter Phantasie, ruhige deutliche Einsicht mit starkem Gefühl und mit Fülle des Herzens, gründliches Wissen mit freundlicher Geselligkeit, feine Ausbildung mit der Einfachheit des Wahren sich schweesterlich vertragen. Natur und Kunst, Mutter und Tochter, werden immer einträchtiger mit einander werden, und indem man sich nach der Tochter sehnt, wird man es mit der Mutter nicht verderben dürfen. Kunst in ihrer höchsten Blüthe wird ja selbst Natur. Steif und unbeholfen waren ihre frühern Werke; die Kinder ihrer Vollkommenheit athmen wie die Mutter Kraft und Leben. An der Hand der Kunst wandeln die Menschen wieder in die Hallen der Natur, aus welchen die Kunst sie führte, sie veredelt zurück zu bringen. Ungetrübt heiter, unbekümmert glücklich, spielen die Menschen dann in vollem Genus der Güter, die Menschheit und Gesellschaft, Geist und Herz, Freundschaft und Liebe gewährt, die seligen Spiele ihrer Kindheit in den lieblichen Gärten der Erde; durch kindlich unschuldige Gefühle, kindlich harmlose Träume, kindlich wahre Gedanken, geübt und gebildet, blühen sie hier entgegen den höhern, erhabneren Gefilden ihrer vollkommenen Reise. Zu diesen hin führt sie eine weise, belebende, holde Begleiterinn, die hier ihre Lust reinigt und versüßt, sie belehrend nach dem Zustand ihrer Vollendung hinweist, und ihnen entzückende Ausichten auf größere Kreise der Thätigkeit und Freude, in die

der Ewige sie haben will, entfaltet, die bey den Leiden des Lebens Vertrauen auf den Erhabensten in ihre Seelen haucht, ihnen manche Dornen aus der Bahn des Lebens bricht, selbst die Sterbebetten ihrer Theuern noch mit Blumen bestreut, und über ihren stillen Särgen die tröstenden Bilder von Unsterblichkeit und Wiedersehen entwickelt; eine Begleiterinn, die ihr ganzes Wesen so für Vollkommenheit stimmt, einen so reinen Sinn für Vollkommenheit in ihnen hervor ruft, daß sie der größten Schönheit, der größten Weisheit und Kunst, der größern Tugend des Andern sich freuen ohne Neid; eine Gefährtinn, die bey den Wallungen der Sinnlichkeit ihren edlern Theil mahnt, der ihm vertrauten Herrschaft nicht unwürdig zu werden; die, wenn sie Pflicht und Liebe vergessen wollen, ihnen zuruft: „Pflicht und Liebe warten euer, gedenkt ihrer!“ die, wenn sie in Gefahr sind, andern auch die kürzeste Zeit durch üble Laune oder durch ein Wort, durch einen Blick, durch einen Scherz zu verbittern, ihnen milde zusüßert: „Lieben! ihr werdet doch keinen Bruder kränken auch nur auf eine Stunde!“ — eine Gefährtinn, die den Jüngling umarmt, und noch in der letzten Stunde dem Scheidenden, von dessen Lager alle seine Lieben ängstlich fliehen, beruhigend und freundlich in die matten Augen blickt; die edelste Gefährtinn, — die Religion. Ja, Religion wird immer mehr der Segen der Menschheit werden, und wie verschieden sie in den verschiedensten Ländern, wie sehr sie hin und wieder mit dem Irrthum gepaart seyn, wie vieles die prüfende Vernunft hier und da den Steinen, an dem Hochwerke, an den Dächern, an den historischen und poetischen Stützen und Pfeilern ihrer Gebäude zu tadeln haben mag, so wird man doch allenthalben über die Bestimmung des Gebäudes, allenthalben darüber einig werden, daß es gewidmet ist der Lehrerin, der Erzieherinn zur Vollkommenheit. Da wird der Verehrer des weisen Confucius sagen: der große Tien will, wir sollen uns lieben, und immer besser werden; da wird der Schüler des guten Zoroaster sprechen: die Zeit ohne Gränzen will, daß

Ormusd, der Stifter des Guten, am Ende über alles Böse die Oberhand behalte; arbeite als sein getreuer Diener, daß das Gute herrschend werde; da wird der gutmüthige Indianer rufen aus der Fülle des Herzens: „Brama will Liebe!“ — Da werden Juden und Christen ehrlich und zuversichtlich beisammen wohnen; die Stärke, viel zu edel, der Schwäche zu spotten, wird ihr aufhelfen, sie weiter leiten, und was der Christ beginnt und thut, wird beseelt seyn von dem Gedanken: Jesus spricht, Gott ist die Liebe, und ihr sollt vollkommen seyn, wie euer Vater im Himmel *)! —

Vollkommenheit und Veredlung; herrlicher, großer, seliger Gedanke! Vollkommenheit und Veredlung der Erdbewohner! wenn ihr nun erreicht seyd, so weit ihr hier erreicht werden könnet, o wie wird es der Menschheit dann seyn? Wie dem Mann ist, der viel litt und weinte und jeden Harm des Lebens kennen lernte, wie dem ist, wenn er allen Kummer überstanden und den reichsten Ersatz in dem seligsten Loose errungen hat, wie der dann zurück schaut auf die Tage des Leidens, wie selbst sein Wehe in sanften Bildern ihn umschwebt, wie selbst die lieben Todten, die sich von ihm wandten, in schönen freundlichen Gestalten vor ihm wandeln, wie das Kind, das aus seinen Armen zum Schläfe hinging in den Sarg, ihm wie ein junger Engel in einem Blumengarten glänzt, wie jeder Schmerz ihm ist, wie ein gern wiederholter Traum der Vergangenheit: so wird der Menschheit dann seyn, so wird sie zurück schauen auf die vorigen Leiden, auf die abgelegten Unvollkommenheiten, auf die überwundenen Kämpfe.

Wie fern, wie nahe dieß Ziel schon ist, wer mag das sagen? Wer will die Stunde angeben, in welcher das spielende Mädchen zur jungen Schöne aufzublühen beginnt,

*) Auch hier war eine kleine Abkürzung nöthig, um den in diesem, im Ganzen sehr gut ausgeführten, theosophischen Vortrage herrschenden Fehler der Weitläufigkeit zu verbessern.

und die Augenblicke bezeichnen, in welchen diese im höchsten Reize ihrer Blüthe steht? Die Fortschritte zur Vollkommenheit sind unmerklich, und das Daseyn selbst des höchsten Zieles ist unbestimmbar. Und wenn dieses Ziel denn auch noch in grauer Ferne läge? — Wir denken ja nicht, daß alles Gute, alle Freude mit uns von dieser Erde scheidet, es ist uns ja ein süßer Gedanke, daß auch nach uns die Erde noch schön ist, wir wollen ja gern, daß Blumen auf unsern Gräbern blühen, daß fröhliche Kinder kommen und sie pflücken, und um unsere Hügel spielen, daß glückliche Menschen neben dem grünen Rasen hingehen, unter welchem unsere Gebeine zur Erde wurden! Wie muß die Vorstellung entzücken, wie es uns seyn wird, wenn wir einst von der Laufbahn unserer höhern Wirksamkeit auf eine veredelte Nachwelt herab sehen, wenn wir selig auf unsere erste gute Wohnung, die Erde, herabschauen, und recht viel Licht und Freude, recht viel Wahrheit und Liebe auf ihr erblicken, wie unaussprechlich wir, nun selbst vollendet, dann uns freuen werden, in jedem, der aus dem lieben alten mütterlichen Hause, von der Erde kommt, einen recht würdigen, wohl erzogenen Bürger des Landes der Vollkommenheit zu umarmen!

Rede, gehalten von Sr. Durchlaucht dem Herrn Staats- und Conferenz-Minister und Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Fürsten von Metternich, als Curator der Wiener Akademie der vereinigten bildenden Künste, als dieselbe am 12. Februar 1812 den Geburtstag Sr. k. k. Majestät durch die Publication der neuen, von dem Monarchen ertheilten Statuten, und durch eine öffentliche Preisvertheilung feierte *).

Meine Herren! Das österreichische Kaiserhaus feiert heute einen Tag, welcher in dem Patrioten die heiligsten Gefühle

*) S. Deutsches Museum von Fr. Schlegel. Wien. Märzheft 1812.

erregt! In die Huldigung Aller stimmt die Akademie der vereinigten bildenden Künste; wer mehr als sie, verdankt dem Monarchen eine Fülle neuer Wohlthaten? Diese dem versammelten akademischen Körper kund zu thun, die Glieder der Akademie zu neuer Thätigkeit aufzufordern, die Augen einer erlauchten Versammlung, und durch sie jene der Nation, auf ein Institut zu richten, dessen Wirkungskreis eben so tief in die edelsten Bestrebungen des menschlichen Gemüths, als in die wichtigsten Triebräder der Industrie und des wahren Reichthums gebildeter Völker eingreift: ist meine Pflicht an einem der Dankbarkeit ganz geweihtem Tage.

Vor einem Jahre berief mich Ihr Vertrauen zu dem ehrenvollen Geschäft, der Vertreter Ihrer Wünsche zum Besten der Kunst zu seyn. Mit wechselseitigem Zutrauen, mit vereinten Kräften schritten wir zu einem wichtigen Werke. Es lag uns ob, die Vortheile einer bestehenden, nur zu wenig bekannten Institution zu erweitern, die Mängel, welche eine langjährige Erfahrung aufgedeckt hatte, zu verbessern. Wir bedurften Aufmunterung und Unterstützung; wir bereiteten hierdurch Sr. k. k. Majestät eine neue Gelegenheit, Gutes zu wirken; konnten unsere Wünsche unbefriedigt bleiben?

Um dem vereinten akademischen Körper eine genaue Darstellung dessen, was geschehen ist, zu geben, sey es mir vergönnt, Sie, meine Herren, zu den frühern Zeiten unserer Akademie zurück zu führen; in der Geschichte der Entstehung dieses Vereins, der Entwicklung seiner ersten Keime, der allmählichen Erweiterung seiner ursprünglichen Anlagen bis zu dem jetzt bestehenden Ganzen, liegt reicher Stoff gegründeter Hoffnung für die Zukunft.

Die ersten Spuren der vaterländischen Kunst verlieren sich in die Zeiten Maximilian des I., Rudolph des II. und Ferdinand des III. — Leopold der I. that den ersten Schritt zu einem wirklichen Kunstverein; Ihm verdanken wir die Gründung einer Mahler- und Bildhauer-Akademie im Jahre 1704.

Joseph der I. eröffnete diese Schule, und stellte sie unter die Leitung des Grafen von Sinzendorf.

Die Regierung Kaiser Carl des VI. war den Künsten noch günstiger als jene seiner Vorfahren. Seine Epoche erzeugte Männer von hohem künstlerischen Sinne. Die Namen eines Peter von Strudel, Fischer von Erlach, dessen Werke noch zu den Zierden der Kaiserstadt gehören, eines Kopecky, Auerbach, Stampar, Faistenberger, reihen sich an jene Zeit. Eugen von Savoyen, gleich groß im Felde und im Innern, trat als Schützer der Kunst auf; zu ihm gesellten sich die Edelsten der Nation; Meisterwerke wurden aus dem Auslande herbegehohlet, Gallerien errichtet, Prachtgebäude aufgeführt. Hoffnungsvolle junge Künstler erhielten die ausgedehnteste Unterstützung zu Reisen nach den Städten alter classischer Kunst.

Wien schritt einer Periode der Bildung entgegen, welche durch ungünstige Zeitverhältnisse verzögert, doch nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte. Der Grund war gelegt, der Funke glimmte in der Stille; die Blicke der Regenten waren einmahl auf die Kunst geheftet; den Angesehensten des Reiches war sie nicht mehr fremd. Wo es Unterstützung gibt, erscheinen Künstler!

Im Jahre 1726 erweiterte Kaiser Carl den Wirkungskreis der Akademie. Graf Gundacker von Althann wurde ihr eifrigster Beförderer; van Schouppen ward Director. Althann's reger Geist gab der Akademie neues Leben; er verbesserte und erweiterte das Gebieth ihrer Thätigkeit. Der bereits bestehenden Mahler- und Bildhauerschule wurde eine dritte, die der Architectur, beygefügt, und in weniger als zehn Jahren bildeten sich in allen Fächern Männer, deren Werke noch geschätzt werden. Daniel Gram, Paul Troger, Unterberger, Janek, Max Hämmel, der ältere Brand, Aigen, Raphael und Matthäus Donner, die beyden Schmußer und Sedelmeyer gingen aus jenen Schulen hervor.

Graf von Lossy und Moytens, des Grafen Althann und van Schouppens Nachfolger in der Oberleitung der Akademie,

erhielten den ihr von den Vorgängern gegebenen Schwung; wenige Jahre lohten ihre und einiger thätigen Mitarbeiter Bemühungen.

Wir nähern uns nun einer in so vielen Hinsichten unvergeßlichen Epoche. Maria Theresia verherrlichte den österreichischen Thron. Ein Mann von hohem Geiste und reger Kraft, Fürst Kaunitz, unter dessen Protectorat bereits eine der Kunst in Erz zu schneiden gewidmete, unlängst organisirte Schule gestellt worden war, bewirkte im Jahr 1768 die Errichtung eigener Zeichnungs- und Kupferstecherschulen, welche in demselben Jahre, obgleich von der Mahler- und Bildhauer-Akademie unabhängig, von der Monarchinn zu einer, mit eigenen Statuten versehenen freien Akademie erhoben werden. Die Oberleitung erhielt Fürst Kaunitz; Schmußer, dessen Verlust wir noch in zu frischem Angedenken haben, um ihn nicht ganz zu würdigen, wurde Director der neuen Akademie.

Die beyden Institute erhielten sich mehrere Jahre neben einander. Nach dem Tode des Grafen Vossy wurde das Protectorat über beyde dem Grafen Kaunitz anvertraut. Dem großen Kenner mußte der Verein aller Zweige der Kunst willkommen seyn; er wußte, wie schwer die Fortschritte der einen ohne gleichzeitige Fortschritte der andern sind. Er wünschte das Ganze mit e i n e m Geiste zu beleben, und nun entstand die vereinte Akademie der bildenden Künste. Die Säle füllen sich bald mit echten Modellen; reichliche Stipendien zur Unterstützung angehender, und zur Ermunterung sich bildender Künstler wurden gestiftet. Die Zahl der nach Italien Reisenden wurde vermehrt; die kaiserlichen Kunstschätze wurden den Künstlern geöffnet.

So hatten in weniger als einem halben Jahrhunderte die Künste in Oesterreich einen Schwung genommen, welcher die vaterländischen Institutionen an die ersten europäischen anreichte. Kaiser Joseph II. bestieg den Thron. Er, dem die National-Industrie so viel verdankt, überzeugte sich, daß einer der wesentlichsten Zweige im Gebiete der Kunst noch unfrucht-

bar daliege. Die Akademie, bis dahin reine Kunstschule, war noch in keiner Verührung mit den Manufacturisten. Er schuf demnach eine eigene technische Schule; der Geschmack des täglichen Verkehrs sollte durch sie geleitet, an richtige Begriffe und feste Grundsätze gewöhnt werden; Oesterreich sollte, dem Wunsche Josephs gemäß, keinem andern, durch Fabrik-Industrie ausgezeichneten Staate nachstehen. Seine Absicht war, die Kunst allgemein anwendbar, also allgemein nützlich zu machen. Im Jahre 1789 wurde, dieser glücklichen Idee zufolge, die Akademie mit allen Zweigen der Kunstgewerbe in Verührung gesetzt; jeder sollte an ihrem wohlthätigen Einflusse Theil haben; sie wurde die Behörde, welche über die Fähigkeit zur Erhaltung irgend eines Meisterrechts zu entscheiden hatte. Daß die Absichten des großen Monarchen nicht unerreicht blieben, bezeugt eine tägliche Erfahrung. Erwägen wir die stürmischen, verheerenden Zeiten, welche mit den letzten Regierungsjahren Kaiser Josephs begannen; berechnen wir den widrigen Einfluß solcher Störungen auf Ausbildung der Künste in rein wissenschaftlicher und technischer Hinsicht, und erinnern wir uns, daß dennoch in eben diesen, durch ein und zwanzig Kriegsjahre bezeichneten Zeitraum, das glückliche Emporblühen zahlloser Manufacturen und Fabriken fiel: so zeigt sich, wie tief berechnet das System der frühern Regenten, wie wirksam und fruchtbringend der Schutz ihres Nachfolgers war.

Wir, meine Herren, stehen nun auf einer Stelle, auf welcher wir großen Verpflichtungen Genüge zu leisten haben. Wir sind unsern Vorgängern von dem Gebrauche der reichen Erbschaft, die sie uns hinterließen, Rechenschaft schuldig. Unsere Zeitgenossen haben das Recht, von uns Vervollkommenung der Kunst zu fordern; unsere Ehre erheischt, daß wir dem Danke der Nachkommen entgegen streben. In diesem Sinne beleuchteten wir die bisher bestandenen Institutionen. In allen ihren Grundzügen richtig, schienen sie uns in mancher täglichen Anwendung mangelhaft. Ein wesentliches Bedürfniß war noch

unbefriedigt; ein Bedürfniß, welches bey größerer Ausbildung täglich fühlbarer wird.

Der Kunst auf ihren höhern Stufen genügt das Gemeine nicht mehr. In ihrer Kindheit hat der bloße Handwerker den Wahn, ein Künstler zu seyn; dem noch rohen Volke scheint jeder Farbaufwand Malerey, jedes Schnitzwerk Bildhauerey. Der hohe Geist, welcher den Künstler erst zum Künstler eignet, jenes Gefühl, welches sich den rohesten Stoffen, dem Steine, dem Metalle, dem Leingewebe selbst mittheilt, jenes Leben, welches die Werke der großen Meister der Vorwelt ausprägen, steht weit außer den engen Gränzen bloß mechanischer Kunst. Nur das Gefühl, nur das geistige Leben, welches der Künstler selbst besitzt, kann er seinem Kunstwerke mittheilen; ohne diese Mittheilung bleibt die Farbe Farbe, bleibt der Marmor unter seinem Meißel Stein. Wenn einzelne Künstler bloß durch glückliche Anlagen, oft nur durch mechanische Fertigkeit, ihre Werke bis zu dem Puncte vervollkommen, wo sie der Aufmerksamkeit der Nachwelt würdig bleiben, wie groß, wie lebendig muß das Gefühl der Kunst in dem Manne ausgebildet seyn, welcher diesen seinen Geist den Werken einer ganzen, durch ihn beseelten Schule mittheilt? Ein Phidias, ein Praxiteles, ein Raphael, ein Rubens, handelten wahrlich nicht nach mechanischen Gesetzen; was sie regierte, war von edlerem Ursprung; aus der Tiefe eines begeisterten Gemüths drang die Kraft hervor, die sich in ihren Werken verewigte.

Diese Betrachtungen machten neben den bereits bestehenden Anstalten noch eine eigene, dem theoretischen Theile der Kunst im höhern Sinne des Worts gewidmete Schule wünschenswerth. Sie zu schaffen, war Kaiser Franz vorbehalten. Das neue Statut gründet einen Lehrstuhl der Theorie der Kunst. Die Freygebigkeit des Monarchen sorgte für die Dotation des Lehrers, Schüler, mit ausgezeichneten Anlagen begabt, werden künftig in dieser neuen Schule Kenntnisse schöpfen, welche außer der Sphäre des gewöhnlichen Künstlers

liegen, ohne die jedoch der höhere nicht bestehen kann. Eigene Lehrer werden den akademischen Zöglingen die großen Bilder des Alterthums vorhalten, sie in die Geheimnisse einweihen, durch welche in den Jahrhunderten classischer Kunst dem schwächlichen Talente der Weg zur Vollendung gezeigt, der ungeregelten Phantasie Schranken gesetzt wurden. Jene Vorkenntnisse, welche der Künstler in spätern Jahren nur selten, und dann um den Preis mancher kostbaren, für die Ausübung verlorenen Zeit erkauft, werden ihm in der neuen Lehranstalt als eine der ersten Grundlagen aller fernern Bildung beygebracht werden. Mit unverwandtem Fleiße der Professoren, unter einer zweckmäßigen Leitung der Vorsteher der Akademie, wird auch Wien einst Schulen besitzen, jenen gleich, welche Italien und die Niederlande unter so verschiedenem Einflusse des Klima und des National-Charakters der Nachwelt zum unerreichten Muster aufstellten.

In einem Staate, in welchem wahrer Kunstsinne so rege ist, als bey uns, in welchem reiche Privaten in großer Menge den Künstler zu unterstützen bereit sind, tritt noch ein anderes Bedürfnis ein. Dem angehenden Künstler muß die Möglichkeit, sich bekannt zu machen, dem bereits sich Gebildeten müssen Aufmunterung durch zweckmäßige Concurrenz, und Mittel des Absatzes verschafft werden. Frankreich und England sind seit Jahren mit dem Beispiele öffentlicher Ausstellungen der Kunstwerke vorangegangen. In den Gallerien lebender Künstler werden die Fortschritte der Kunst von Periode zu Periode am sichersten beurtheilt; hier strebt der Schüler nach der Palme des Meisters; hier fürchtet der Meister von dem Schüler übertroffen zu werden. Die Ehrliche, dieß allbelebende Gefühl, bemeistert sich der Concurrenten; das Handwerk verschwindet, die Kunst tritt an seine Stelle. Se. Majestät der Kaiser haben demnach Ausstellungen der Werke vaterländischer Künstler angeordnet. Die erste dieser Ausstellungen ist auf das Jahr 1813, nach eigenen von der Akademie festzusetzenden Grundsätzen, bestimmt. Von drey zu drey Jahren werden die Ausstellungen

wiederhohlt. Alle Künstler der Nation und jedes Kunstfaches fordert die Akademie zu dem ehrenvollen Wettstreite auf. Zu den ersten Ausstellungen werden, wenn auch seit Jahren gefertigte, Werke aufgenommen, für die folgenden nur jene der drey verflossenen Jahre. Wir wollen unsere jetzigen Kräfte, den Punct, von welchem wir ausgehen, kennen lernen, um unsere Fortschritte richtiger berechnen zu können.

Welche Vortheile die Kunst in Frankreich und England aus zweckmäßigen, großgedachten Einrichtungen zog, lehrt die Erfahrung. Oesterreich soll mit seinen Künstlern, mit seinen Mäcenaten, mit dem warmen Gefühle seiner Völker für alles Gute und Schöne, dem Auslande nicht nachstehen. Die Vorbilder anderer Staaten zu erreichen, darf bey uns nur das Verborgene an das Licht befördert, das Unbekannte bekannt, schlummernde Anlage zur Thätigkeit geweckt werden. Die Nation wird über eigene, ihr unbewusste Schätze staunen; der Impuls zu künstlerischer Thätigkeit wird nicht umsonst gegeben werden; wenige Decennien werden hinreichend seyn, meine Hoffnungen zu rechtfertigen.

Dieses, meine Herren, sind Aussichten, welche sich auf die verbesserten und erweiterten Einrichtungen unserer Akademie als Kunstschule gründen. Aber auch als Kunstgesellschaft mußte sie Schwung und Ausdehnung erhalten.

Nichts ist weltbürgerlicher als die Wissenschaft und die Kunst. Die reine Verwandtschaft des Geistes, erhaben über jede materielle Bedingung, erstreckt sich durch Jahrhunderte; ihre Bande unterbricht keine Entfernung, schwächt und löst kein Ereigniß der Zeit. Die Akademie zählt bereits unter ihren Ehren- und Kunst-Mitgliedern die Erlauchtesten der Nation; Heil dem Reiche, in welchem jedes Gute und Erhabene durch das ehrwürdige Beyspiel des Regenten, durch jenes seines ganzen glorreichen Stammes befördert wird! Nur berühren kann ich die anspruchlose Unterstützung, welche in allen Theilen der Monarchie die Wissenschaften und die Künste täglich durch die Glieder des allerdurchlauchtigsten Hauses erhalten. Dem großen

Beispiele treu, vereinigt sich zu demselben Zwecke der Adel. Enger noch muß das Band werden, welches die Akademie der Hauptstadt mit ähnlichen Einrichtungen in den Städten der Provinzen verschwistert.

Die Wahl einzelner Ehren- und Kunst-Mitglieder wird sich nicht an die Gränzen des Reiches binden; die Namen der Ersten in der Kunst, jene der vorzüglichsten Kenner und Unterstützer in allen Staaten Europa's, sollen sich an eine Institution reihen, welche in ihrem erweiterten Wirkungskreise zunächst zwar Oesterreich, dann aber der Kunst überhaupt, im ganzen Umfange ihres großen Gebietes, gehört. Gelingt es uns, den Zweck, der uns heute vorschwebt, zu erreichen, dann, meine Herren, haben wir auf den Dank des Vaterlands die gerechtesten Ansprüche erworben.

Das Studium der Kunst, der Sinn für alles Große und Schöne, der wahre National-Reichthum, vom wahren National-Ruhme unzertrennlich, werden sich in gleichen Verhältnissen erheben. Die Enkel werden erst vollständig genießen, was die Väter ihnen bereitet; das Vaterland wird ihnen darbiehen, was wir jetzt noch unter fremden Himmelsstrichen suchen. Derselbe Boden, dem jene Männer angehörten, deren Namen durch bleibende Denkmähler verherrlicht zu werden verdienen, wird Denkmähler, wird Kunstwerke von unsterblicher Art, ihrer würdig, aus seinem Schooße hervor rufen. Aus den Ruinen Athens und Roms ertönen nach Jahrtausenden noch die Stimmen der Vorwelt. Heute noch glüht in den Werken ihrer Künstler das hohe Gefühl, welches sie einst belebte; lauter, bedeutungsvoller spricht ein einziges dieser Werke, als alle kalten, leblosen Ruinen vergänglicher Größe.

Die erneuerten Statuten, welche wir der Gnade des Monarchen verdanken, überreiche ich der Akademie. Mit mir, meine Herren, theilen Sie das innigste Gefühl des Dankes! Mit mir vereinigen Sie sich in dem Rufe: „Es lebe der Kaiser!“